

1921
Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben

Sonderausgabe:
Memel



Pfuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
2. Jahrgang 1921
Heft 4

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderausgaben:

Bromberg-Neihegau-Posen, Masuren- und Ermland, Gefallene Künstler des Ostens, Saltenland, Kleinstadt und Dorfleben in der Ostmark, Philosophen (Schopenhauer und Kant und der Einfluss der Philosophen des Ostens auf die deutsche Kultur).

I. Jahrgang: Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

Heft 1: D. Dr. Kalweit „Idealismus und Wirklichkeit“, Adelbert Mattheschaei „Daniel Chodowicki“ m. 7 Bild., Herm. Dahl „Carl Hauptmann“.

Heft 2: Dr. K. Elert „Heinrich Wolff“ mit 4 Bild., Woldemar v. Seidlis „Anständigkeit“, R. Heuer „Expressionismus, Kubismus, Futurismus und der Apostel Paulus“.

Heft 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Heft 4: Dr. Hanns Martin Elster „Stein und Bismarck“, Paul Zech „Rue St. Jacques“, Dr. Hans Bethge „Rainer Maria Rilke“ mit Bild.

Heft 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Heft 6: Dr. W. von Holst „Die Massenseele, ihr Werden und Vergehen“, Elisabeth Siwert „Reiseeindrücke“, Rich. v. Schaukal „Sprüche“.

Heft 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Heft 8: Willibald Omankowski „Der Dramatiker Hans Frank“ mit Bild, Hans Frank „Hat Tausendmal aufwend erschlagen“.

Heft 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!

Heft 10: Beiträge von Lovis Corinth, Paul Rohrbach, Johannes Schlaf, Dr. Ernst Schulze, Paul Enderling, Katarina Bofsky, Luise von Brandt.

Heft 11: Dr. von Holst „Vom seelendurchleuchtenden Blick großer Dichter“. Hermann Ploëtz „Arno Holz“, Willibald Omankowski „Paul Zech“.

Heft 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesienheft“.

II. Jahrgang:

Heft 1: Olszien „Die Königsberger Sezession“ mit 12 Bildern, Beiträge von Walter von Moos, Johannes Schlaf, Ludwig Finch, Will Vesper, Elisabeth Siwert.

Heft 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig) Danziger Heimatbund.

Heft 3: Goldstein „Ein Alt-Königsberger Gartenheim“ mit 7 Bildern. Aufsätze über Carl Hauptmann und den Königsberger Dichter Albert Duska.

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft
Danzig, Langgasse 39/40.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Kunst“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

Juli 1921

Heft 4

Memel

Von Carl August Seyfried
Hauptchriftleiter des „Memeler Dampfboots“

Memel hat man mehrfach mit einem Dornröschengeschichte verglichen und bei diesem Vergleich wohl im wesentlichen die Tatsache im Auge gehabt, daß die Möglichkeiten seines trefflichen Hafens und seiner auch im übrigen ausgezeichneten Lage an der eigentlich Mündung des großen Memelstromes in die Ostsee bei weitem nicht ausgenügt blieben. Dann wäre die stärkste Dornenhecke die russische Grenze gewesen, die namentlich seit dem Abschluß des für Memel so ungünstigen deutsch-russischen Handelsvertrages den Hafen fast völlig von seinem ihm nach seiner Lage von der Natur zugewiesenen Wirtschaftsgebiet abschnitt. Oft dachte man auch beim Dornröschengeschichte an das schöne Bild, welches die an den Wassern des Haffs langgestreckte vielfürmige und doch so wenig von Fremden besuchte und so wenig im Reich bekannte Stadt, den mit Dampfer Ankommenden

bietet, und an die anmutige und interessante Umgebung, die mit ihrer Mischung von Wäldern, Haff, See, Dünen und mit dem ausgezeichneten Strand Memels Strandorte und Memel selbst zu einem reizvollen Seebad und Erholungsort geradezu voraus bestimmt. Die Natur hat dieser ehemals nördlichsten Stadt Deutschlands Vorteile aller Art die Menge gegeben. Aber Memels Möglichkeiten schlummerten durch die Jahrhunderte, und alle Tapferkeit und Unverdrossenheit der freuen arbeitsamen Geschlechter der Stadt blieben vergebens.

Memels Tragik hat nun ein wesentlich anderes Gesicht bekommen, nachdem die Folgen des Weltkrieges den nahen Osten gänzlich umgestaltet haben. Die Stadt wird noch lange wirtschaftlich zu ringen und zu kämpfen haben, aber dazu kommt noch ein anderer Kampf, ein solcher um kulturelle Güter. Nicht mehr hat das



Nordstadt von Memel

Deutschkum Memels ein großes deutsches Vaterland als kräftigen unerschöpflichen Wurzelboden. Losgerissen von ihm durch den Frieden von Versailles bleibt es im wesentlichen auf sich selbst gestellt, zusammen mit dem Deutschkum des ganzen abgetrennten Memelgebietes. Litauen, der neugegründete Staat zwischen dem eigentlichen Baltikum und Polen, erhebt Anspruch auf den Memeler Hafen und das Memelgebiet, trotzdem die gesamte Bevölkerung, Deutsche und Litauer, mit geringen Ausnahmen des Werkes ihrer deutschen Kultur bewußt, vor und nach der Abtrennung nie darüber einen Zweifel gelassen haben, daß der Trennungstrich gegen ihren Willen gezogen wurde, daß sie vor allem nichts davon wissen wollen und sich auf das Entscheidste dagegen sträuben, dem ihnen nach Kultur, Religion, Sprache und Geschichte anders und fremdgearteten Staat auf ehemals russischem Boden einverleibt zu werden. Und nun sucht man von Litauen her die Dornenhecke zu verstärken, drosselt den Memeler Handel nach Litauen ab, wo es geht, bevorzugt die alten Konkurrenten Memels, Libau und Königsberg, und hofft auf solche Weise Memel und die Memelländer schon kirre zu kriegen und zum Anschluß gefügig zu machen.

Rund 150 000 Einwohner umfaßt das vom Reich durch den Versailler Frieden abgetrennte nördlichste deutsche Gebiet, das etwa die Größe Sachsen-Meiningens hat, teils von Deutschen, teils von Litauern bewohnt, mit der rein deutschen Stadt Memel. Es ist dasselbe Gebiet nördlich des Memelstroms, das schon durch York vor 100 Jahren zur neutralen Zone erklärt wurde. Die großlitauische Propaganda, die auch im Memelgebiet durch die Tautos Taryba (Litauischer Volksrat) betrieben wird und seit langem eifrig auf die Abtrennung hinarbeitete, bezeichnete das Gebiet als ethnographisch litauischen Boden und tritt überall für seine Angliederung an Litauen ein. Die Memelländer selbst in ihrer überwältigenden Anzahl Litauer und Deutsche wollen davon freilich nichts wissen und haben auf die unzweideutigste Weise schon vor dem Versailler Frieden dies zum Ausdruck gebracht. Deutsche und Litauer sind sich bewußt, daß ein Aufgehen in dem großlitauischen Staatswesen den Untergang ihrer Eigenart und ihrer Kultur bedeuten würde, und daß nach der nun einmal geschehenen Abtrennung das Memelgebiet selbstständig werden müsse. Dies ist auch der Standpunkt der großen Volksorganisation, des Deutsch-litauischen Heimatbundes, die sich damit auf

den Boden der durch den Versailler Vertrag geschaffenen Tatsachen gestellt hat. Der Heimatbund, zu dessen Zielen sich die überwältigende Mehrheit der Bewohner des Gebietes zusammengefunden hat, hält die Gestaltung des Memelgebietes zu einem selbständigen Staatswesen für den einzigen Ausweg. Man glaubt an die Möglichkeit einer selbständigen Existenz um so mehr, als das Gebiet im Gegensatz zum Danziger Gebiet in der Lage ist, in normalen Jahren auch mit Brotgetreide sich selbst zu ernähren und darüber hinaus noch Nahrungsmittel, insbesondere Vieh, ausführen kann. Auch in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht hält man die Selbstständigkeit für durchführbar. Der Etat des Gebietes, der mit über 100 Millionen abschließt, ist in der letzten Staatsratsitzung mit allen gegen die drei großtautauischen Stimmen genehmigt worden. Er ist vorsichtig aufgestellt und beweist die Lebensfähigkeit des Gebiets als selbständiges Staatswesen, zumal er in Einnahmen und Ausgaben balanziert und keinen Fehlbetrag aufweist. Ausfuhr und Einfuhr im ersten Vierteljahr 1921 halten sich ungefähr die Wage und ihr Wert beläuft sich auf über 90 Millionen Mark. Sollte jedoch trotz allem die Möglichkeit eines selbständigen Gedeihens nicht gegeben sein, so fordert der Deutsch-Litauische Heimatbund und mit ihm die Bevölkerung des Memelgebietes eine Volksabstimmung vor ewiger Eingliederung in ein fremdes Staatswesen.

Das Memelland ist deutsches Kulturgebiet. Der deutschen Sprache sind fast alle seine Bewohner in Wort und Schrift mächtig. In überzeugender Weise hat dies erst kürzlich wieder eine auf großlitauisches Befreien hin vom französischen Gouverneur angeordnete Abstimmung der Eltern auf dem Lande ergeben. In allen drei Landkreisen haben sich die Eltern mit überwältigender Mehrheit für die deutsche Unterrichtssprache in allen Fächern ausgesprochen. In dem angeblich überwiegend litauischen Kreis Heydekrug wünschten nur 5 % der Eltern den litauischen Religionsunterricht und nur 2,4 % litauischen Lese- und Schreibunterricht. Im ganzen weist der Kreis Heydekrug 3790 Schüler mit deutscher, 2411 Schüler mit litauischer und 9 Schüler mit kurischer (lettischer) Muttersprache auf. Für 312 Kinder jedoch nur wird litauischer Religionsunterricht, für 78 Kinder litauischer Lese- und Schreibunterricht gewünscht. In den beiden

anderen Landkreisen des Memelgebiets, Memel-Land und Pogegen, ist diese völlig freie Willensäußerung der Eltern ähnlich, zum Teil noch ungünstiger für die großlitauische Propaganda ausgefallen und im ganzen Memelgebiet wird nur für 400 (= 1,8 Prozent) unter sämtlichen 22 000 Schülern unter 14 Jahren von den Eltern litauischer Lese- und Schreibunterricht gewünscht. Es ist somit unwahr, daß das Memelgebiet „unfreiheitlich ethnographisch litauischer Boden“ ist, und ebenso unwahr, daß deutscherseits eine „gewaltsame Germanisierung“ stattfinde, was von großlitauischer Seite fortgesetzt behauptet wird.

Zurzeit untersteht das Memelgebiet einem französischen Oberkommissar als Vertreter der alliierten und assoziierten Mächte. Memel und die Kreisorte Heydekrug und Pogegen haben eine kleine französische Besatzung. Die Verwaltung wird unter Leitung des französischen Oberkommissars Pétisné, Vertreter der alliierten Mächte, durch ein Landesdirektorium geführt, an dessen Spitze der

frühere Oberbürgermeister von Memel, Altenberg steht. Das Gebiet gliedert sich in den Stadtkreis Memel mit der ca. 38 000 Einwohner zählenden Stadt Memel und die drei Landkreise Memel-Land, Heydekrug und Pogegen. Mit Hilfe zahlreicher beurlaubter deutscher Beamter wurde die Landesverwaltung eingerichtet, eine eigene Post- und Zollbehörde und eine Landespolizei geschaffen, ein Obergericht zusammen mit Danzig eingerichtet und von der Besatzungsbehörde auch ein Staatsrat berufen, der von den Selbstverwaltungsträgern (Stadtverordnetenversammlung und Kreistagen) und den großen Wirtschaftsgruppen gewählt, in wirtschaftlichen, jedoch nicht politischen Fragen beratende Befugnisse hat. Gleich nach der Abtrennung hatte das Memelgebiet auch eine eigene Flagge, die alten Farben Memels gold-rot mit dem Memeler Stadtwappen, dem Leuchtturm und den beiden

Baaken in der oberen Ecke an der Stange, erhalten, vor allem deshalb, um der staatlichen Reederei Memels eine Flagge zu geben.

Es ist ein nicht einfacher Komplex von Fragen politischer und wirtschaftlicher Art, welcher die Memelländer beschäftigt. Einem Aufgehen im litauischen Staatswesen widersteht man sich aus den bereits skizzierten Gründen und wird sich in dem Streben nach Selbständigkeit durch nichts, auch durch keinerlei Druck wirtschaftlicher Art irre machen lassen.

Von großer Bedeutung ist für Memel die politische Entwicklung in seinem östlichen Hinterland. Polen strebt offensichtlich nach dem Besitz ganz Litauens, und so besteht die Möglichkeit, daß die polnische

Einflussphäre bis an die Grenzen des Memelandes vorrückt. In Litauen widersteht man sich naturgemäß diesen Bestrebungen, und gegenwärtig wird darauf hingearbeitet, mit Lettland und Estland einen baltischen Staatenbund zu bilden, der seine Spitze in erster Linie gegen Polen wenden soll. Gelingt es aber

Polen, Litauen



Lithuanischer Kirchgang

unter seinen Einfluß zu bringen, — man will ihm Wilna geben, und das Wilnaer und Kownoer Gebiet sollen zusammen ein zweisprachiger polnisch-litauischer Föderativstaat Polens werden — dann ist es klar, daß für diese neuen nordpolnischen Gebiete der Memeler Hafen die allergrößte Bedeutung haben wird. Der Memelstrom und seine Nebenflüsse bilden ein natürliches System, auf dem die Produkte, vor allem das Holz der litauischen und polnisch-weißrussischen Gebiete, ihren Weg zum Weltmarkt, d. h. zur Ostsee über Memel suchen und viel eher finden als etwa auf dem schleifenreichen Augustower Kanal zur Weichsel. Seit jeher war dies auch so, auch im Frieden schon haben die Memeler Holzindustrie und der Memeler Holzhandel ihr Holz aus den Gebieten bezogen, die gegenwärtig zum kleineren Teil Litauen, zum größeren Teil Polen gehören, und Holz ist es auch, auf dem in erster Linie das Gedeihen der gegenwärtigen

Memeler Industrie beruht. Der Handel mit anderen Rohstoffen aus Memels Hinterland und der Handel mit Importwaren dorthin ist gleichfalls außerordentlich entwicklungsfähig, aber die Voraussetzungen hierzu sind die Schaffung besserer Verkehrswände, Bau von Eisenbahnen, Verbesserung und Ausbau der Wasserstraßen und nicht zuletzt gute wirtschaftliche Beziehungen Memels mit seinen östlichen Nachbarländern.

Wirtschaftliche und politische Gesichtspunkte widersprechen sich somit scheinbar bis zu einem gewissen Grad. Einmal, und das muß das Erste sein und ist auch das Erste für die Bevölkerung des Memelgebiets, will man weder unter litauische noch unter polnische Herrschaft kommen und befürchtet davon das Schlimmste, zum anderen aber braucht man eine wirtschaftliche Verbindung mit dem Hinterland und muß eine Wirtschaftspolitik in dieser Richtung treiben. Daraus ergibt sich, daß man eine Diagonale einzuhalten hat, welche die für die Lebensfähigkeit des Memelgebiets unbedingt maßgebenden Forderungen berücksichtigt, und diese Linie muß von der Tatsache der nun einmal vollzogenen Abtrennung ausgehend, dem Ziele zustreben, für das Memelland politische Selbständigkeit zu erringen, seine Bürger zu Herren im eigenen Hause zu machen und im übrigen mit allen Nachbarn gute wirtschaftliche Verbindungen zu erstreben, mit Deutschland sowohl, von dem man Fertigprodukte aller Art bezieht und nach dem man den Überfluß des memelländischen Ackers ausführt, mit dem man auch durch die gemeinsame Kultur auf das Engste verbunden ist, wie mit den östlichen Nachbarn, Litauen und Polen, von denen Memel die Rohstoffe für seine Industrie empfängt und diese zum Weltmarkt weiterleitet und zu denen Memels natürliche Handelswege führen, ferner auch mit Lettland und später gewiß auch mit Russland. Diese Diagonale ist der geradeste und auch der gangbarste Weg. Memels geographische Handelslage und sein ausgezeichneter Hafen machen ihm eine solche Wirtschaftspolitik zur Notwendigkeit. Nur ein Blühen des Memeler Handels und der Memeler Industrie und die Erhaltung und Stärkung ihrer Steuerkraft machen andererseits ein selbständiges Bestehen des Memelgebiets möglich. Ein Stagnieren und ein Rückgang Memels hätten zur Folge, daß ein nur auf die übrigens blühende und auf hoher Stufe befindliche Landwirtschaft allein angewiesenes Memelgebiet lebensunfähig und in absehbarer

Zeit den politischen Ansprüchen seiner östlichen Nachbarn anheimfallen würde.

Die Sachlage ist somit lange nicht so einfach, als man anscheinend im Reiche meist annimmt, und die gegenwärtige Lage des Memellandes und die Politik seiner Bewohner nur unter solchen Voraussetzungen zu verstehen. Es nützt uns hier nichts und imponiert uns nicht, wenn wir aus dem Reich große Töne hören, denn über das Unrecht der Abtrennung ist sich hier jedermann klar. Es schadet aber, wenn, wie es in letzter Zeit verschiedentlich leider in der reichsdeutschen Presse geschah, den Memelländern eine gewisse „aktivistische“ Politik zum Wiederanschluß an das Reich untergeschoben wird, die sie nicht befreien und, zumal unter den heutigen Umständen, auch gar nicht befreien können.

Die politische Zukunft Memels und des Memellandes ist seit der Abtrennung in der Schwebe. Diese Ungewißheit ist vielleicht das am Schwersten zu Ertragende und behindert auch in erheblichem Grad die wirtschaftliche Entwicklung Memels. Die Arbeitsgemeinschaft der bürgerlichen politischen Parteien, die sozialdemokratische Partei, die Handelskammer und die Gewerkschaften, auch sie haben sich sämtlich teils mehrfach und alle entschieden dahin ausgesprochen, daß für das Memelland nur die Selbständigkeit in Betracht komme und den Wünschen der überwältigenden Mehrheit seiner Bewohner entspreche. Wenn es sich hier auch um eine Selbstverständlichkeit handelt, ihre wiederholte Betonung ist notwendig und auch, wie man wohl heute schon sagen kann, nützlich gewesen. Auf die Dauer werden sich solchen Argumenten die alliierten und assoziierten Mächte, die ja nach dem Versailler Vertrag über das Memelgebiet zu bestimmen haben, nicht verschließen können, und mancherlei deutet darauf hin, daß diese Einsicht an den maßgebenden Stellen an Boden gewinnt. Es wird freilich noch vieler zielbewußter Arbeit und Geduld, Energie und Klugheit bedürfen, das Memeler Staatschiff voll seetüchtig zu machen, damit es durch diese Zeit schwerer Stürme über alle ihm drohenden Klippen hinweg in gutes freies Fahrwasser gelange. Dann wird auch das alte Memel aus seinem Schlummer erwachen, und dank den Vorzügen, die ihm Natur und Lage gegeben, zu der ihm als wichtigen Hafenplatz des Ostens zukommenden Bedeutung gelangen.



Rathaus, Denkmalsplatz und Börse in Memel

Das Dünenglühn

Von Friß Bley

Sonntagsfrieden, Nahrungseinsamkeit!

Über Sand und See der letzte warme Sonnenschein. Ein Spätkommerabend mit langsam verblaßendem Lichte und einem hellblauen Himmel voller weißer Wolkenschäfchen. Darunter in regungsloser Glätte das grünblaue Meer, durchsichtig bis auf den Grund des reichen Pflanzenlebens, das der Nahrungsplatte hinter der Vordüne in ihrer sandigen Armut fehlt.

Und doch, wie reich beschenkt diese Wüste zwischen den Wässern den einsamen Jägersmann, der sich ganz ihrem Zauber überläßt! Jubelnd umsummt ihn, den Großstadtflüchter, die brummende, burrende und surrende Vielgeschäftigkeit der Käferwelt, die noch gar nicht Abschied nehmen mag vom scheidenden Sommer und sich doch von den über See her eindringenden Flügen der Zugvögel bereits den Herbst verkünden lassen muß.

Seit dem ersten Schrei des brunftenden Elchhirches sind sie alle wieder da, die vor dem ungaßlichen nordischen Winter sich flüchten. Draußen auf dem blanken Wasser ruhen bereits Sturm- und Herringmöwen neben den heimischen Lachmöwen, Zwergmöwen, schwarzen Seeschwalben und Kirmöwen, die auf dem Rossfitter Brüche erbrütet sind. Und hier auf der Platte zwischen der Vordüne und dem Walde wimmelt es von zwitschernden Gästen. Der junge Plattenmönch studiert seinen Ruf am Schlusse der Jodelzeile. „Zilpzalp“ ist alles, was der Weidenlaubfänger kann, aber desto eindringlicher rufft er es

der lieben Sonne zu, und der Goldammer macht es ebenso mit seinem „Friß, friß, friß, was ich dir schieß!“ Aber die Alten alle, Amsel, Drossel, Fink und Star und die ganze Vogelschar, die sind jetzt lediglich aufs Fangen, Schnappen, Picken, Knacken, Würgen und Schlucken bedacht und haben über dieser Gefrädigkeit ganz ihr süßes Lied vom Glück der Liebe vergessen, daß im Lenze dem einsamen alten Jäger Ewigkeits-trost in das vom vaterländischen Gräme zermarterte Herz trug. Schwärme von Ringel- und Hohlaubnen sind in den Erlen des Bruchwaldes, und sie klatschen beim Einfallen wie im Lenze. Aber kein Tauber mehr gurrt nun vom hohen Orte sein:

Rucke zu, rucke zu, o du, du; du, o du!

Rucke zu, rucke zu, du, o du!

Da, horch, wie der Eichelhäher rätscht und ätscht! Auch auf Wanderschaft, denn hier brütet er nicht. Vielleicht aus Kurlands Wäldern hergebummelt. Droben der Wandersalk, der im Blauen seine Kreise zieht, ärgert ihn, und der Warnruf wird befolgt. Die Tauben in den Erlen drücken sich, und das Repuhuhn führt sein Volk in die hohen Nesseln. Aber der junge Zaunkönig, der dort in den Strandkiefern an der Vordüne sein Schlafnest gebaut hat, läßt sich nicht beirren. Er stellt sein Sterzchen steil auf, wippt Vaters Untertan, dem Falken, gnädige Grüße zu, reckt sich dann hoch hinauf, damit alle die Pracht seiner neuen Weste bewundern können,

und schmettert mit einer Stimme wie ein Kanarienvogel sein Kleinkönigsslied:

Allens dit hier, allens is hier,
Vaddings Revier, un ik bün hier,
Sichtewitt, sichtewitt Prinz Tirilier!

Wie er das steht auf der schweren dunkelgrünen Dolde der Dünenkiefer, so jubelte und tanzte manch einer seinesgleichen in den Legsföhren ob dem Alteitale, als der Jäger sich dort auf den Gamsbock angestellt hatte, der aus dem Gewände des Kreuzkofls herabzuwechseln pflegte.

So wie hier auf der Nehrung zogen damals auch dort die nordischen Sänger dem verschriftenen weichen Süden zu, aus dem die wenigsten heimkehren. Und von der Marmolata bis zum Kreuzkofl und Röckpöfe glühten über das uns befreundete ladinische Volk und seine herrlichen Vorzeitmänen hin die Ferner, wie hier auf der Nehrung die hohen Wanderdünen aufleuchten über die kernpreußischen Letten und Litauer und das wundervolle Erbgut ihrer uralten Lieder hin, in denen der Kriegsgott Perkunos mit dem Blitze den Mond zerschlägt und Laima, die Schicksalsgöttin, über verlorene Seelen auffschreit.

Ei daina, daina!

So wie hier unter den Strandkiefern rankte auch im ladinischen Südtirol im Schuh der gleichartigen Legsföhren die Krähenbeere am Boden hin. Wie hier auf der Vordüne stand auch dort an stiller Halde der Tragant mit herbstlich lebter fleischroter Blüte. Beide die echten, harten Kinder der notvollen Schneezzeit in den Alpen wie am Ostseestrande.

Und wie in den Alpen sind auch hier die abtragenden Kräfte dauernd am Werke. Nagen dort Sonnenglut und Frost am verwitternden Gesteine, so unterspült hier der wilde Weststurm in schweren Brechern, was die Schneezzeit aufgelagert hat. Mit ihrem gewaltigen Drucke haben die vom Winde aufgetürmten Dünen auf ihrer Wanderung den in ihrer Flanke stehenden mit uralten Eichen bestandenen Küstenwald niedergepreßt, dessen Boden jetzt als Flachstrand vor den Blicken des Jägers liegt. Und wie in den Alpen Schneeschmelzen und Regenstürze die Gesteinsmuren zu Tale führen, so hat hier die See den toten Wald ausgewaschen, so daß nur noch jene Stubben und Steine von vergessenen Zeiten und versunken erscheinenden Wäldern Zeugnis geben.

Es war einmal, daß hier in breitem Saume die Riesenkrone dunkler Stranddeichen rauschten, in denen der Adler horstete, und deren Urkraft der

Elch entsprochen hat, der damals hier seine Fährte zog. —

Hallo, was ist das?

Der Jäger blickt durch das Pürschglas.

Wirklich, dort draußen auf dem von der stillen Flachsee heute tiefer als sonst freigegebenen Steine blockt ein Kormoran auf!

Wo kommt der her? Der Stärke nach scheint er ein Männchen zu sein. Aber warum ist er ganz allein?

Hm! Früher hat im alten Walde von Schwarzenort eine Horstiedlung bestanden; aber die ist längst, längst ausgerottet.

Soll etwas wie Erinnerung daran etwa doch in dem dort draußen noch leben? Und ist er als Kundschafter hier?

Der Abendsonnenschein scheint ihm gutzutun. Und zum ersten Male sieht er, wie das Glas zeigt, auch nicht auf dem wohliger erwärmten Steine.

Du Dreckssteufel, schämst du dich nicht, deinen Ruheplatz so zu beschmutzen?

Nein, er schämt sich gar nicht! Hochauf reckt er den Steiz, dem Jäger gerade zugewandt, und drückt seine flüssige Hochachtung in vorzüglichem Bogen aus. Ein Streifen mehr zu den vielen Zeichen seiner Anwesenheit — was willst du? „Tai sawo darbas“, heißt es im litauischen Liedchen: „s ist seine Arbeit!“

Viel Ruhe braucht er nicht. Wenn er nicht schlängt, so ruht er sich. Hinten, vorn, oben, unten. Unaufhörlich lüpft und plustert er sein durchnähtes Gefieder und setzt es aus der Steizdrüse tüchtig ein, denn viel Wasser verträgt es ja merkwürdigerweise nicht!

Da, schon hat er sich wieder in die See gestürzt, um zu fischen und zu schlucken.

Einsam liegt der beschmutzte Stein in der spiegelglatten See.

Er mag sich getrosten! Morgen vielleicht schon werden die donnernd wieder anrollenden Wogen ihn blichblank spülen. Und vielleicht wählt ihn beim nächsten wilden Westwinde die saugende See herunter und rollt ihn ab zu den bereits vorangegangenen Gefährten.

Denn ihm ist keine Rast vergönnt. Seit der ewiglangen Nacht, der er vom skandischen Gebirge herab auf dem Gletscherrücken in dieses Flachland heruntergekommen ward, hatte ihm das Licht des Tages nur noch in Strahlenbrechung geschienen, und wie ihn die See, so hat seine Gefährten drüben jenseits der Nehrung das Hochwasser losgespült aus dem Damme von Geshiemergel, den der Gletscher einst in dem von Schaulen über Prökuls und Windenburg nach



Sturz-Düne

Rossitten und in das jehige Strandgebiet der Ostsee hinein sich erstreckenden Höhenzug abgelagert hat.

Vordem nahmen die Wasser des Festlandes anderen Lauf als heute. Der Mergelsockel von Rossitten und Kunzen war die Zunge des Windenburger Landrückens, bis mit der Verlagerung des Poles unserer kreiselnden Erdkugel der Einbruch der See erfolgte, der diesen Sockel zur Insel mache. In die so geöffnete Bucht ragten nach allmählichem Untertauchen des Landes als starke Eckpfeiler nur noch die Festlandnasen der Memeler Platte und des Cranz-Sarkauer Geschiebelehmes hinein. Jahrtausendelang ist dieser von der Verdünung verschont geblieben, während die flache Insel von Kunzen und Rossitten auf die Uferströmungen als Bühne wirkte, an die sich der vom Westwinde angewehte Seesand anlagerete. So erhob sich allmählich zwischen der Meeresbucht und der offenen See die Grenze, und es entstand das, was nun Kurische Nehrung und Kurisches Haff genannt wird, und was die Reisegefährten der Gletscherfahrt für immer trennen zu wollen scheint.

Ist es nicht so, daß, wie die Pflanzen im Wechselspiel der Jahreszeiten blühen und verwelken, wie die Tiere ihr Kleid wechseln und die Geschlechter der Menschen kommen und erlöschen: daß so auch die unbelebte Natur ein eigenes gewaltige Erschütterungen reiches Leben

führt? Jede Schneeschmelze wandelt die Krume dieser Erde, jeder Wechsel von Frost und Glut sprengt Form und Zusammensetzung der Gesteine, und jeder Wind, der die Wellen des Meeres zu hohen Kämmen aufstürmt und in wilden Brechern an die Küste schleudert, treibt auch den Flugsand zu Wogen auf, die brandend sich überschlagen und in steilem Absturze alles Gebilde von Menschenhand unter ihren Massen begraben. Die Winde selbst sind gleich dem Kreislaufe des Wassers und den Meeresströmungen bedingt von den Wärmestrahlen der Sonne, ebenso die Verwitterung trohigen Felsgesteines und das Dehnen der Gletscher; und die Wärmeabgabe der Erde an den Weltraum hat Verschiebung ganzer Gebirgsrücken, Entstehung feuerspeiender Krater und heißer Quellen sowie langsame Hebung und Senkung großer Flächen zur Folge.

Und fände unser Freund, der beschmutzte und befudelte Block aus Skandien's stolzer Gletscherhöhe, einst wirklich einen Ruhepunkt auf dem tiefen Grunde der See, der nichts vom Schaume und Lärme der Wellen weiß: wer bürgt dafür, daß dies nun seine Erlösung vom Fluche ewiger Unstetigkeit und Flucht wäre?

War es lediglich die Polverschiebung, die infolge des Pendelns der Erdachse die Veränderung des Klimas bewirkte und die große Kälte über Nordeuropa herbeiführte? Oder waren es nicht nur verhältnismäßige, strichweise begrenzte, sondern vielmehr allgemeine Verschlechterungen

der Erdwärme, die zu den Schneizeitvorgängen führten? Etwa gar eine Verminderung der Eigenwärme der Sonne, die alle Verdunstung aufhob und den Kreislauf des Wassers im Norden in eisige Fesseln schlug, wie sie ihn in dem heißen Erdgürtel zur Wüstenglut verflüchtigte?

Wir wissen es nicht. Aber der alte Jäger zweifelt nicht daran, daß wir es einst wissen werden! Und deshalb lauscht er gern dem Spiel von Wind und Wogen.

Das gönnt dieser von ihm aufgebauten Nehrung auch an der Haffseite nicht Rast noch Ruhe. Unaufhörlich wäscht an der hohen Lehmkante des Ostufers das sangende Wasser. Und wo noch im sechzehnten Jahrhundert die von den Ordensrittern erbaute Burg stand, ankern heute die Fischerkähne.

In das zum Schutze des bedrohten Ufers an der Haffslechte angepflanzte Röhricht fällt eben mit wildem Lärm ein Starenflug ein.

Schwisch! Schwisch-dschitt! Herrgott, noch ein zweiter faust dort vor dem Bruchberge hin, und ein dritter, vierter, fünfter schwenkt um den Schwarzen Berg herum. Kommen die aber früh in diesem Herbste! Unter dem Anpralle ihrer Massen von Tausenden, Zehntausenden bricht das Röhricht. Und der Lärm, den die Völker da vollführen, bis jeder und jede den erwünschten Schlaßhalm erwischt hat! Erbarm dich! „Tai sawo darbas!“ lacht der Litauer, der den Starmaß nur als wilden Küsten- und nicht als artigen Kastenbewohner kennt.

Auch an der Seeseite macht sich das Herabsinken des Abends bemerkbar. Ein eigener Duft zieht vom Bruche her über die Anpflanzungen hin, und in schwarzer Wolke werfen sich jetzt die Eichlausfliegen auf den Wald. Lachend nimmt der Jäger vor dieser Sippshaft, die sich krabbelnd in Haar und Bart festzusehen liebt, Reizaus. Sie bestäigt ihm auch nur, was er längst aus der Fährte wußte: daß Elchwild in den Erlen steht. Ein Alttier mit seinem Kalbe und der beste Hirsch der Nehrung, ein angehender Schaufler, mit einem Schmaltier.

Vorsichtig, um nicht das etwa austretende Wild zu stören, weicht der Jäger im Bogen aus und schreitet dann die Platte entlang dem Schwarzen Berge zu. Mit Entzücken trinken seine Blicke das immer wieder neue und einzigartige Wüstenbild, das diese vom Nehrungen „Palme“ genannte Ebene bietet. Wie ein blunder Teppich breiten sich jetzt im Herbste auf dem gelben Dünenande grautöpfliche Thymianpolster aus, zwischen denen Stiefmütterchen blühen und die amethystfarbene

Stranddistel Seemannskreue feierlich mit ihren tieflauen Dolden prunkt. In seinen Mulden ist dieser schöne Park der Herrgottseinsamkeit von kräftigem Erlengebüsche und Birkengruppen bestanden, aus denen jetzt das Rehwild austritt und der würzige Hauch der Abendstunde dem Weidmann entgegenweht.

Und doch hat gerade diese friedliche Ebene das wildeste Schicksal erlitten. Auch über sie ist, wie über die alten erstickten Waldwälder, die wilde Wanderdüne hingezogen, und als hinter dieser der Strandwall aufgeweht war, brachen sich die Winde in wilden Wirbeln und hobelten die Platte zu ihrem Tanzboden glatt. Da sie dem Anfluge neuen Waldes bei geringer Wurzeliefe frischen Grund bot, so ergaben sich ähnliche Bedingungen wie jene, die den Sarkauer Wald erhalten haben bis auf diesen Tag.

Die Verdunstung hat damals auch nicht etwa ein einheitliches Landschaftsbild geschaffen. Vielmehr sehen wir hier die Kuppenlandschaft, dort die hohen Sturzdünen. Zwischen diesen verschiedenen Bergen siedelten sich in den flachen Wannen sehr bald Waldblätter an, die dem Elchwilde ganz besonders willkommene Standorte boten. Aber auch die Hochdünen wurden von diesen Saatstellen aus besiedelt und bestockten sich mit einem Walde, dessen Reste in der Schichtengliederung von Trockenfors, Bleichsand und Ortstein über die ganze Nehrung hin ihre besondere Sprache führen.

Dies Begrünen der Sandflächen hatte damals keine Schwierigkeiten, denn der Schneizeit folgten eine Reihe von Regenzeiten, die den in trockenen Zwischenzeiten angeflogenen Sandbänden und am Stiemen hinderten, den Wurzelsoßen des Anfluges aber tiefgründigen Saugboden erschlossen. Und sobald sich nur erst ein schüchterner Mantel von Sandbirken und Hungerköpfen gebildet hatte, folgten in den Mulden die Erlen nach, deren verwitterndes Fällaub in Verbindung mit den bindenden Kiefernnadeln dem jungen Nachwuchs noch bessere Lebensbedingungen ermöglichte. Selbst die zwischenzeitlich vom Winde hoch aufgetürmten Sturzdünen konnten sich in den immer wieder einschreitenden Regenzeiten besämen und begrünen.

Das war die Zeit, als für den Elch hier die Freiheit und der Kampf blühte; denn der Wilderer konnte ihm nur zur Zeit des Blankeises auf Schlittschuhen beikommen, und die Wölfe wurden von Hirsch und Tier mit den Hieben der schweren Schalen in Achtung und Abstand gehalten. Der Wald aber dehnte sich immer weiter

aus, die ganze Nehrung mit seinem rauschenden grünen Kranze überziehend.

Und doch hat dies wundervolle Einsamkeitsparadies zerstört werden können: durch der Menschen Schuld!

Nachdenklich schreitet der alte Jäger rechts abbiegend der kahlen Düne zu, die das Ergebnis schonungsloser Waldplünderei vergangener Zeiten ist.

Gewiß: das Schlimmste haben zur Zeit des Siebenjährigen Krieges die Russen getan, die den Wald herunterschlügen, um Teer daraus zu schwelen. Denn infolgedessen entstanden die Wanderingdünen, die sich immer weiter ausbreiteten, selbst die bewaldeten Rücken übersandeten und im Laufe der Zeit die Mehrzahl der am Hafse liegenden Dörfer verschütteten.

Oft genug feiern die versandeten Orte, nachdem die Düne über sie hieweggewandert ist, eine schauerliche Auferstehung, insbesondere die an der Seeseite angelegten Begräbnisstellen. Wie eine gewaltige Bürste legt der die Wolken des Sandes vor sich her segnende Westwind dann alte Särge, vergrabene Steine oder Reste alter Wohnungen bloß, auch die trostlos stimmenden Baumriedhöfe, deren entrindete Stämme, nachdem die erstickende Masse des Dünenandes über den erdrückten Wald hin fortgewandert ist, kahl und totenbleich in stummer Anklage zum Himmel starren.

Sie aber, die hohen Wüstenberge, die über begrabenen Wäldern und ersticktem Menschenglücke liegen, bleiben wie das Eis der hohen Alpenferner in stolzer Ruhe unberührt von des Menschen Klage.

Sieh, wie sie zu leuchten begonnen haben im Abglanze der mählich sich zum Meere hinabsenkenden Sonne! Wie Vorahnung heiligen Sonntagsfriedens weht über Wald und Sand und See das Feierabendglück lauflos reiner Stille.

In traumhaftem Schatten liegen nun, da der Rücken des Dünenkamms vom Jäger erstiegen ist, rings in weiter Runde die steilen Abhänge der Sicheldünen, während ihre Schultern in zaubervoller Reinheit weiß erglänzen und mit dem Sinken der Sonne von zartem Rot überflogen werden.

Und dazu diese tiefe, grenzenlose Stille, kaum unterbrochen vom Schrei einer weif draufzen über der See hinstreichenden Möwe!

Was ist im Anhauche dieses Ewigkeits-schweigens das große Leid unserer Tage! Was

gar das Schicksal des einzelnen, gemessen an den gewaltigen Ereignissen der Erdgeschichte, die zu so völligen Änderungen aller irdischen Lebensbedingungen geführt haben!

Du einsam schönes Land, du wilde Wüste am tosenden Meere, wer möchte dich nicht lieben, aus deiner stolzen Größe nicht neue Kraft schöpfen!

Der Abend sinkt, die Nacht zieht heran. Der schwarze Wald unter dem Jäger ist bereits tief graublau geworden, die Erlenköpfe sind von rötlichen Flammen der schnell ins Meer hinab-sinkenden Sonne umspielt.

Noch einmal malt der Abglanz des scheidenden Tagesgeftirnes auf dem matt leuchtenden Samtgrau des Predinberges zartviolette Halbschatten. Und über der ausdunkelnden, im Schleier feiner Abendnebel zu seinen Füßen verschwimmenden Norddüne, hinter der die See nur noch wie ein geheimnisvoller Streifen blinkt, lagern die von der versunkenen Sonne goldig umsäumten Wolkenenschichten. Und dann verlöschen auch die.

Vom Hafse her klingeln Entenschose über den Berg hin dem Bruche zu. Ein Kauz umhaft schweigend in immer kürzeren Stößen den Einsamen auf der Höhe der Düne. Dann Totenstille ringsum in der tiefs ausatmenden Einsamkeit, in der alle Zauberkräfte sich über dem dunklen Hafse versammelt zu haben scheinen.

Bis der Mond heraufzieht und mit bleichem Lächeln hingleitet über Dünen und Schründe, Palwe, Wald, Haff und Röhricht, um mit schelmischem Widerspiele von blinkendem Lichte und schwarzen Schatten alle erlösend zu umfangen.

Horch, dort plunscht es im Röhricht und paakend streicht ein Märzerpel ab, der dem Zugriffe des Fuchses entronnen ist. Aus dem Dickichte des Jungwaldes tritt der weiße Rehbock aus, um an dem frischen Ausschlage des Klees an der Waldwiese zu naschen. Auf der Palwe äsen die Rehe an saftigem Grasnachwuchs, und das Elchfier wechselt mit seinem Kalbe an den Strand, um in der leise nur lispelnden Schälung den würzigen Tang aufzunehmen. Wenn in dem leichten Seegange eine frischduftende Ladung herantreibt, springt das Elftier hingu, wirft sich das ganze Bündel über und läßt sich die würzigerhe und salzige Aßung schmecken. Mit wohligen Behagen läßt es sich auch vom Seewasser umspülen; denn das heißt die widerliche Sippshaft krabbelnder Lausfliegen weg. Das Kalb macht natürlich alles dies der Mutter nach.

Da, horch!

„O—öch, ohöch!“ In ruckweisem Stöhnen klingt aus dem Bruchwalde heraus der rauhwilde Brunfttrubel des Schauflers, der seinem Schmaltier nachzieht.

Dumpf dringt vom dunklen Ufer des Hafses herauf der Weidenschrei des jagenden Uhus.

Immer geheimnisvoller, ahnungsvoller wird das Leben der schönen stillen Nacht. Leise beginnt die See unter der schwach einsetzenden Brise zu raunen.

Da steht, wie in den Nachthimmel hineingeschnitten, auf der Bordüne scharf umrissen und doch wie ein Spuk aus sagenhaften Zeiten, der Elchschaufler und läßt in ehrner Ruhe die Blicke schweifen über sein unvermeßlich weites feierlich schönes Reich.

„Wie lange noch?“ flüstert im Walde die Schicksalsfrage der Laima.

„Wie lange noch?“ lispelet es im Röhricht.
Ei daina, daina!

Heimatsbild

von

Hermann Sudermann

Der letzte Streifen Glut verglimmt,
zum Gestern verflattert das Heut,
und in den rötlischen Nebeln schwimmt
ein Tropfen Abendgeläut.

Ich siehe vor meines Vaters Haus
auf der weißgestrichenen Bank
und horch' auf die dämmernde Straße hinaus
und die rauschenden Pappeln enslang.

Und oben Mädel in krausem Gewühl
und Bursche ganz dicht nebenbei —
und aus dem prickelnden, duftenden Pfühl
ein Kichern — ein Singsang — ein Schrei.

Dort, von dem Dunkel der Kronen umschirmt,
ist ein heimliches Leben erwacht;
Heuwagen schwanken hochgefürmt
durch die rötlische Sommernacht —

Und also sind sie vorübergefahr'n,
und es folgen ihrer noch viel,
und ich wette, auch heute, nach vierzig Jahr'n
ist es das alte Spiel.

Und immer noch fahren unverwandt
der Liebe törichte Fracht
Heuwagen im alten Litauerland
durch die rötlische Sommernacht.

Das obenstehende Gedicht, das aus dem Jahre 1899 stammt, ist bisher nur einmal gedruckt worden. Es war für die Festnummer des „Memeler Dampfboots“ aus Anlaß seines 50jährigen Bestehens bestimmt und wird uns von dem damaligen Leiter des Blattes, Ludwig Sochaczewski, zur Verfügung gestellt. Die Szene ist Hennekrug, der Geburtsort des Dichters, und die meilenlange Pappelstraße, die von dort hinunterführt zum Haff und zum Memeldelta mit seinen weitschichtigen Wiesenflächen, der Quelle des Wohlstands, freilich oft auch dem einzigen Besitz des deutschen wie des litauischen kleinen Landwirts. Der Dichter stellte uns das Gedicht gleichfalls mit kleiner Änderung zur Verfügung.

Memel und das Memelgebiet

Das Schicksal eines deutschen Landes

Von Ludwig Sochaczewski

Ehrlich gestanden: Stadt und Land Memel waren immer ein bisschen Aschenbrödel in der deutschen Familie. Während andere Städte in Samt und Seide gingen, hatte Memel in mehr als hundert Jahren — vielleicht abgesehen von jenen denkwürdigen Tagen, da die preußische Königsfamilie auf der Flucht vor Napoleon ihre Residenz in dießen lebten und äußersten Winkel des Staates hatte verlegen müssen, und abgesehen von der Zeit des Krimkrieges, wo der Memeler Hafen die Rolle des Kriegsgewinnlers spielen konnte — immer und immer mit Unglück und schwerer wirtschaftlicher Not zu kämpfen. Auf der Kurischen Nehrung mußten Jahrzehnte hindurch mühselige Aufbaustoffungsarbeiten stattfinden, um die Nehrungsdörfer vor dem Flugsand-Tod zu bewahren.

Der Memeler Hafen, der besten einer an der ganzen Ostseeküste, drohte gleichfalls zu versanden, allem Flehen der Memeler

Kaufmannschaft zum Trotz. Jahrzehntelang geschah nichts als die Aschenbrödelarbeit der Baggerung, bis endlich um die Wende des Jahrhunderts eine zweite Mole zum Schutz der Hafeneinfahrt errichtet wurde. Der hermetische Verschluß der russischen Grenze, die Tatsache, daß die bescheidenen russischen Ausfuhr, mangels regulierter Wasserstrafen und bei dem völligen Fehlen einer Bahnverbindung zwischen Ruhland und Memel, von andern ostpreußischen Handelspläßen abgesangen wurde, alles das mußte zu einem Niedergang Memels führen: Memel war eine der wenigen deutschen Städte, die sogar von Jahr zu Jahr an Einwohnerzahl verloren. Der Memeler Handel, im wesentlichen Holzexport, war fast ausschließlich Kommissionsgeschäft für englische Rechnung geworden. Die Memeler Reederei, die 1875 noch 98 Segelschiffe mit 94 000 Reg.-To., und sieben große Dampfer zählte (in den 50er Jahren gab es in

Memel über 50 Reeder und ein einzelner Memeler Schiffsbauer, Behrend Piper, konnte von 1840 bis zu seinem Tode, 1877, nicht weniger als 144 große Segelschiffe vom Stapel laufen lassen), litt unter dem Rückgang der Segelschiffahrt und hatte um 1900 nur noch 4 Dampfer von zusammen vielleicht 4 oder 5000 To. zu verzeichnen. Die Zahl der eingekommenen und ausgegangenen Schiffe war von 1902 bis 1913 von 1500 auf nur 1600, ihre Gesamttonnage von 550 000 Reg.-To. auf nur 616 000 gestiegen. Der Gesamtwert des Memeler Handels hatte sich zwar von 1903 bis 1913 verdoppelt (von 56,2 auf 113,5 Millionen), blieb aber trotzdem weit zurück hinter dem Aufschwung, den in der gleichen Zeit nicht nur die deutschen, sondern vor allen Dingen auch die benachbarten baltischen Häfen erfahren hatten.

„Im Reiche draußen“ aber, wie man dort zu sagen pflegt, wußte man

kaum etwas von Memel, geschweige denn von seinen Nöten und Kämpfen. Selbst in der Geographiestunde in den deutschen Schulen kam das Memelland zu kurz. Auf den Landkarten war der äußerste Zipfel meist gar nicht mehr mit aufgenommen. Daß Memel nicht an der Memel liegt, daß der Memelstrom vielmehr an die 15 Meilen weiter südlich in dem berühmten Delta seine Fluten in das Kurische Haff ergießt, Memel selbst am sogenannten „Memeler Tief“ dem Ausfluß des Haffs in die Ostsee und an dem kleinen, von Ruhland kommenden Flüßchen Dange die Wacht hält, wußte und weiß auch der Geblidete kaum. Noch während des Weltkrieges kamen Briefe nach Memel, die die Adresse „Memel in Ruhland“ trugen, und selbst eine rheinische Handelskammer sandte noch 1918 einen Brief an das — „deutsche Konsulat in Memel“!.



Dange bei Tauerlauken

Dabei hätte das Memel-Land tatsächlich ein anderes Interesse verdient. Schon die Natur hat ein wahres Füllhorn von Schönheit über das Land ergossen, die urwaldähnliche Ibenhorster Forst am Memeldelta, die lehne Zuflucht der Elche in Deutschland, das Haff, die Nahrung mit ihren blendend weißen Dünenbergen, unweit Memel, unterbrochen von der seltsam lieblichen Oase von Schwarzort, das Dangetal zwischen Memel und der ehemaligen russischen Grenze, hie und da etwas überschwenglich sogar die „Litauische Schweiz“ genannt, die Wälder und Heiden zwischen der Oange und dem Meer und nicht zuletzt der eigenartige Menschenschlag, der dort seit vielen Jahrhunderten unermüdlich den kargen Acker bestellt, dem Fischfang nachgeht und in der Stadt Memel selbst sich um Handel und Wandel müh — das alles vereint sich zu einer Kette der

stärksten Eindrücke. Wäre nur nicht immer die ungeheure Entfernung von dem Herzen des Reiches, wäre nur nicht immer die Grenze gewesen, die hier nicht blos zwei

Reiche, sondern zwei Kulturen trennte und noch heute trennt. Nichts bezeichnender als die spontane Begeisterung, mit der man im Memel Land im Jahre 1894, nach dem voraufgegangenen kurzen Zollkriege, den Capriviischen Handelsvertrag mit Russland begrüßte, an den man die größten, wie sich bald zeigen sollte, ein wenig überschätzten Hoffnungen knüpfte. Dann kam der Krieg und mit ihm eine neue Hoffnung: die Erwartung, daß, wie immer er auch enden möge, nun doch endlich die Zollgrenze fallen, daß dem Memeler Hafen sein natürliches Hinterland werden würde, das nahe Litauen mit seinen gewaltigen Naturschähen, und daß darüber hinaus auf dem Nemenwege auch das weitere Russland wirtschaftlich erschlossen werden würde. Der Krieg hatte Memel endlich die jahrzehntelang vergeblich ersehnte Bahnverbindung Memel—Libau gebracht, und eine weitere Bahn Memel—Schaußen, zum Anschluß an die Strecke Riga bzw.

Libau—Kowno—Wilna, war im Projekt fertig geworden.

* * *

Es kam der Friede. Über er kam mit dem unseligen Vertrag von Versailles, der dem Anschein nach dem Memel Land eine neue Zukunft erschließen sollte, in Wahrheit aber geradezu das tragische Ende bedeutete. Nach dem Artikel 99 des Friedensvertrages mußten das Memelgebiet, die Kreise Memel, Heydekrug und Pogegen (dieser neue Kreis umfaßt die nördlich der Memel gelegenen Teile der Kreise Tilsit und Ragnit) an die alliierten und assoziierten Mächte abgetreten werden. Es hörte auf, deutsches zu sein, es wurde zum „Territoire de Memel“, es wurde das einzige Gebiet Europas, das weder einem bestimmten Besitzer zugesprochen, noch eigene Selbstständigkeit erhielt, es wurde herrenlos!

Seit dem 16. Februar 1920 steht das Land unter französischer Militärverwaltung. Seit dem 1. Mai dieses Jahres liegt die Verwaltung in den Händen eines französischen Präfekten, dem ein Lan-



Schwarzort

desdirektorium und ein Staatsrat, aus deutschen und deutsch-litauischen Mitgliedern zusammengesetzt, zur Seite stehen. Es war wieder die völlige Unkenntnis von Land und Leuten, die zu dieser Bestimmung des Verfailler Vertrages geführt hat, es war aber natürlich auch der Einfluß der groß-litauischen Propaganda, insbesondere des ehemaligen konservativen preußischen Landtagsabgeordneten, Pfarrer Dr. Gaigalat, der es in Paris so hinzustellen verstanden hatte, als sei das Memel Land nördlich des Stromes zu einem großen Teil litauisch. In Wahrheit ist das Land zu rund drei Vierteln deutsch, die Stadt Memel und ebenso die Orte Heydekrug und Pogegen sind nur von Deutschen bewohnt. Handelt es sich doch auch um ältestes deutsches Siedlungsland. Memel ist sogar die älteste deutsche Niederlassung im heutigen Ostpreußen überhaupt, eine deutsche Ordensfeste, zu der Eberhard von Seyne gemeinsam mit dem Bischof

Heinrich von Kurland am 1. August 1252 den Grund legte, während Königsberg erst 1255, Braunsberg erst 1279 gegründet wurden. In diesen 6½ Jahrhunderten ist Memel niemals anders als deutsch gewesen. Kein Wunder also, daß man auf Schrift und Tritt nur deutsche Sprache hört, nur deutsche Inschriften sieht. Nur die Bauern in den abgelegensten Dörfern sind Litauer, aber auch sie sind durch Verwandtschaft, Kultur und Glaubensbekenntnis mit den deutschen Bewohnern ebenso eng verbunden, wie sie durch die gleichen Verhältnisse klostertief von den Litauern jenseits der alten Grenze getrennt sind. Die Stimmung des Landes aber wird am besten durch die Tatsache gekennzeichnet, daß im Jahre 1919 eine Protestkundgebung gegen die Losstreifung von Deutschland von mehr als 90 Prozent der Bevölkerung unterschrieben worden ist.

* * *

Die französische Besatzung, die nun im Lande waltet, hat sich durch korrekte und neutrale Haltung und loyale Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Bevölkerung im allgemeinen

Sympathie erworben. Aber darum lastet nur umso schwerer auf dem ganzen Lande die Ungewissheit, was aus dem heimatklichen Boden nun werden soll. Von Zeit zu Zeit verlaufen Gerüchte, wonach das Memelgebiet von den Alliierten an Litauen ausgeliefert und angegliedert werden soll. Aber sie stoßen teils auf Unglauben, teils auf leidenschaftlichsten Widerstand. Schon die jüngst aufgetauchte Anregung einer Zollunion mit Litauen (über die bereits zwischen der Regierung von Kowno und dem französischen Präfekten in Memel verhandelt wurde, rief, ungeachtet der wirtschaftlichen Vorteile, die dabei auf dem Spiele standen, geradezu einen Entrüstungsturm hervor; die Verhandlungen mußten abgebrochen werden. Der laufende Protest kam dabei bezeichnenderweise aus den Kreisen der Landbevölkerung, der deutschen wie der litauischen. Es sind aber auch, wie schon eben angedeutet, der Gegensäze

zu viele und zu schwere. Nicht nur der nationale, weit mehr noch der kulturelle Unterschied verbietet solche Zusammenlegung. Im Memelgebiet steht die Volksbildung auf höchster Stufe, saubere Städte und Dörfer, rührige Fabriken und industrielle Betriebe, prächtige Chausseen und Eisenbahnverbindungen bekunden deutsche Ordnung, deutschen Fleiß, deutschen Wohlstand. In Litauen drüben besteht ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung aus Analphabeten, die Häuser sind verfallen, die Straßen vielfach kaum passierbar, elende Städtchen und Markorte vervollständigen das Bild der Armut und Unkultur. Zu alledem kommt die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses: die Memeler Litauer sind ebenso wie die deutschen Bewohner des Landes evangelisch, die Litauer jenseits der Grenze katholisch.

Nun geht in allerjüngster Zeit ein neues Gerücht um, daß auch schon seinen Weg in die deutsche, aber auch in die russische, französische und englische Presse gefunden hat: die Behauptung, Memel solle zu einem

Handels- und Tauschobjekt wer-

den. Die Polen erstreben, um die Wilna-Frage aus der Welt zu schaffen, irgendeine enge wirtschaftliche Vereinigung mit Litauen und sollen für diesen Fall den Litauern den Besitz des Gebietes und des Hafens von Memel versprochen haben. Das frühere Mitglied der Taryba, des litauischen Volksrates Kownoer Richtung, Aukstuolakis, hat in einem Interview sogar versichert, die Sache sei fix und fertig. — Man kann sich auch hier das Echo solcher Meldung im Memelland vorstellen.

* * *

Wird so der Anschluß an Litauen, man darf wohl sagen: von der gesamten Bevölkerung des Memelgebietes abgelehnt, so bleiben nur noch zwei Möglichkeiten, die Schaffung eines Freistaates etwa nach Danziger Muster — wobei man nur nicht recht weiß, wie sich dieser Freistaat mit seinen knapp 150 000 Einwohnern politisch, wirtschaftlich oder gar militärisch selb-



Bauernhof

ständig sollte erhalten und halten können — oder die Rückgabe an Deutschland. Dass die Mächte in diesem Sinne entscheiden, erscheint leider wenig wahrscheinlich. Um so größer ist die Gefahr der Angliederung an Litauen oder Polen. Das Memelland hegt jedenfalls die bestimmte Erwartung, dass eine Entscheidung der Mächte in dieser Richtung nicht gefällt werden wird ohne die Befragung der memelländischen Bevölkerung. Man findet, dass dem Lande schon Unrecht genug geschehen sei, als man es in Versailles ohne Kenntnis der Verhältnisse, auf Grund einseitiger Informationen,

gewaltsam vom Mutterlande riss. So fordert man immer einmütiger im ganzen Memelland das, was der Versailler Vertrag als das heiligste Gut der Menschheit hinfällt, und was ja auch allen andern deutschen und österreichischen Grenzstädten gewährt worden ist: das Recht der Selbstbestimmung, der Volksabstimmung.

Es ist die letzte, die stärkste Hoffnung der Memeler. In der Verweigerung dieses Rechtes würde man eine Barbarei, würde man ein Verbrechen nicht nur am Fortschritt der Menschheit und der Gerechtigkeit sehen, sondern auch — am Frieden selbst.



Scherner Wald

„Die Mimele war zu verne gelegen,
Got der mußte ir selbe pflegen.“

(Reimchronik aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts.)

Memel ist mit dem Gründungsjahr 1253 die älteste Stadt Ostpreußens. Sie war unter den Rache- und Raubzügen der heidnischen Nachbarn und in der Folgezeit auf sich selbst angewiesen.

Eisgang auf dem Haff

Von Käte Janz

Gebrochen ist des Winters Macht!
das Grundeis birst, es wankt das Haff!
der baumbestckte Pfad versinkt,
und aus den Spalten Wasser springt!
Dumpf rollt der Donner
über das Haff!
Krachend schlagen
die Schollen zusammen.
Berstende Kraft
türmt Berge auf,
Festungswälle
gegen die wutschauenden
Frühlingswasser, —
bis das Geschöp
sie zusammenschmeißt.

Ich steh am Bollwerk,
und der Boden schaukelt
unter mir
von der Wucht des Kampfes:
Prasselnd fällt
der Bau zusammen!
Die Trümmer zerschlagen,
zerstampfen sich;
und die harte Kruste
schmilzt und zerzischt,
bezwungen von der
strohenden Kraft
des Frühlings.

Der Siegreiche aber
drängt sie mit junggährenden Fluten
dem Meere, ihrer Vernichtung zu.

Alt-Memel

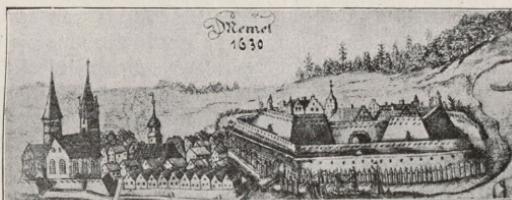
Über Memel und seine wechselvollen Schicksale lesen wir in Caspar Abels Preußischer und Brandenburgischer Reichs- und Staatsgeographie von 1735 nachstehende Einzelheiten, die uns Epigonen sicherlich manch Interessantes bringen. Es heißt da S. 80:

„(I) Memel, die zweyte Haupt-Festung und Schlüssel des Königreichs Preußen gegen Osten, liegt recht an dem Munde des Curischen Haffs, in welches sich der kleine Fluß Tange allhier ergeßt. Es ist An. 1250 vom Land-Meister in Liessland, um die Curländer dadurch in Zaum zu halten, erbaut, doch An. 1328 dem Hoch-Meister in Preußen abgetreten, und folglich aufs beste befestigt worden.

Churfürst Georgius Wilhelmus übergab sie An. 1635 wieder; sie besteht aus 4 Bastions, mit ihren Ravelins und halben Monden, ist inwendig wohl ausgebauet, mit guten Zeughäusern und Magazins versehen. An. 1686 hat man vorgehabt, sie noch besser zu fortificiren, und seit An. 1718 ist würcklich daran gearbeitet

worden. Sie hat vordem die Windenburg und Kleupeda geheißen, und zuerst mitten im Curischen Haff gelegen, wo noch einige alte Ruinen sich zeigen (gemeint sind wohl die Steinbänke im Haff). Hier ist auch der große Glomsack zu merken, welcher zur Aufzieh- und Niederschaffung der Brücke dient. Die dabei liegende Stadt getheilet wird, ist auch etwas feste, und Stadt getheilet wird, ist auch etwas feste, und freibet einigen Handel, hat aber An. 1540 und 1679 großen Schaden vom Brande erlitten.

Auch ist hier ein Haupt-Amt und Zoll, der aber nicht gar viel einbringen mag, weil die meiste Handlung aus Lüthauen nach Riga in Liessland oder auch über das Curische Haff nach Königsberg geht.“



Alt-Memel

Für Memel findet sich in alten Berichten auch die Schreibart Mummel. Der Name der Stadt stammt vom Memel-Fluß her, der im Curischen Haff mündet. Letzteres ist dabei als Fortsetzung des Memelstusses gedacht. Die an seiner Mündung in die Ostsee gelegene Stadt erhielt danach ihren Namen.

Der blaue Berg

Von Elisabeth Brönnner-Hoepfner

Wer kennt den blauen Berg, wer sollte meinen blauen Berg kennen! Das ist ja auch ganz unmöglich. Wenn ihn jemals jemand gefunden hätte, wäre der blaue Berg nicht mein blauer Berg geworden.

Nur als der Kriegsteufel in Ostpreußen häuste, wurde auch Ostpreußen entdeckt, und man kannte es einige Zeit lang im Reich. Da entdeckten auch württembergische und elsässische Landsturmleute zusammen mit den ostpreußischen meinen blauen Berg. Ihnen gönnte ich mein Kinheitsparadies. Aber jetzt, wo dort an der ehemaligen Grenze gegen Russland anstatt des schwarz-weißen Grenzpfahls ein gelb-roter steht, jetzt will ich den blauen Berg nicht mehr für mich allein haben, jetzt sage ich's euch, wo er liegt. Bei Aldomischken, Taufischken, Krakischken! Wüßt ihr's jetzt?

Nein! Die Orte kannst ihr ja nicht, als sie in Deutschland lagen. Und nun liegen sie im geplünderten Deutschland, im Territoire de Memel. Jetzt könnt ihr hingehen und den blauen Berg suchen und finden, meinethalben! Mir ist jetzt doch alle Bläue vom blauen Berge gewichen.

Vor jenen hundert Jahren, als Deutschland noch groß und mächtig war und mir die ganze Welt gehörte, weil ich ein Kind war, lag der Berg hart an der russischen Grenze; aber die Spitze war Deutschland, und unten am Fuß und vor dem Berg ausgebreitet, lag das endlose, unabsehbare, unausdenkbare Russland.

In der Ruhe vom blauen Berg wohnten wir. Auf einem verwilderter und vergessenen kleinen Friedhof ruhen die Großeltern und die kleinen Geschwister. Oft lief ich allein von zu Hause weg

unserer kleinen Nelly, erzählte ihnen Märchen und las ihnen stolz die ersten Seiten aus der Fabel vor.

Ganz dicke Kiesern stehen auf dem blauen Berge, die langsam immerzu die Häupter wiegen. Und mächtige Hafelnußsträucher und Pyramidenbäume von Kaddik stehen dort und strauchhohe Brennnesseln, große Glockenblumen und der giftige Fingerhut, alles ganz dicht und wirr durcheinander.

Kein Mensch konnte dort durchkommen, ich aber kam doch durch. Nicht ein Weg ist auf dem blauen Berg, auch hin führt keiner, und die große Wiese, die vor dem blauen Berge lag, trug so hohe, bunte Blumen und so üppiges Gras, daß ich mich immer auf die Zehenspitzen stellen mußte, um zu erspähen, wie ich zum blauen Berge hinkäme.

Wenn sie mich zu Hause allein ließen, ging ich immer auf den blauen Berg, und meine kleine Nelly ging mit mir. Sie hat mich niemals gebissen, auch nicht, als ich sie einmal ins Ohr biß, weil sie fortgelaufen war. Manchmal war ich den ganzen Tag lang auf dem blauen Berg. Das Essen vermißte ich nicht, denn dort gab es immerzu große herrliche Himbeeren; weil dort niemand hinkam, wurden sie nicht nur rot, sondern fast schwarz vor Reife.

Auch als ich später aus Tilsit zu den Schulferien gekommen war, ging niemand außer mir auf den blauen Berg. Barfuß ging ich durch Gras und Büsche und hatte buchstäblich nichts weiter an als mein langes weißes Kleid. Manchmal fing ich eine Kreuzotter auf dem Bergeshang; ich schlug sie mit einem abgebrochenen Knüppel tot, und ich lachte die Leute aus, welche mich warnten, barfuß in den Wald zu gehen. Man sieht und hört doch Kreuzottern, man sieht jeden Vogel und jedes Käferchen, jedes Blättchen und jedes Hälmchen, wenn man in der Wildnis zu Hause ist. Ich ging auch im Winter auf den

blauen Berg, barfuß durch den hohen Schnee wie im Sommer; stundenlang war ich dort. Es fror mich nicht; meine Jugend war heiß, und Kleider und Schuhe sind dem eine Last, der von Kind auf die bloßen Füße auf Gottes Boden gesetzt hat.

Und deswegen war mir ja der blaue Berg so lieb, weil ich da ganz sein konnte, wie ich wollte; zu dem kleinen Hügel und brachte meinen toten Geschwistern Spielzeug, zeigte ihnen die Jungen er gehörte meinen Eltern, aber auch sie kamen nicht hin. Frei und mit dem lieben Gott allein wie der erste Mensch war ich auf dem blauen Berge, und ich sprach mit Gott und mit mir von dem Zukünftigen, von dem Wunderbaren, das mir das Leben und die Welt dort draufzen bringen sollte. Das riesenhafte, unermessliche Ruhland lag vor mir, man durfte nicht einen Fuß über die Grenze setzen, aber dem Gedanken gehörte doch die ganze Welt.

Wenn der Schnee schmolz und der Jurafluß aus seinen Ufern trat und mit ihm die Gillow und alle anderen kleinen Bäche, dann war die ganze Wiese am Fuße des Berges nach Ruhland hin ein brausendes, brandendes Meer.

Unlängst kam ich, von Sehnsucht getrieben, wieder zum blauen Berge. Da sah ich die gelb-roten Pfähle stehen, und ich habe mich zu Boden geworfen und habe laut aufgeschrien vor Schmerz und Weh. Der Urwald, durch den früher nur Schmuggler sich verschwiegene Wege bahnten, wird abgeholt; in einem Wirtshaus, das einige hundert Meter weiter erbaut worden ist, versprach gerade ein großlitauscher Agitator den Krakischkern, Adomischkern und Tautischkern in einer Sprache, die von ihnen gar nicht oder doch nur teilweise verstanden wird, goldene Berge und Steuerfreiheit.

Das ist aus meinem blauen Berge geworden, aus dem blauen Berge meiner Jugend!

Mein Memelland

An die Heimat

Ich ruh in den Träumen,
die du mir gebracht —
und meine Nacht ward sternenhell!
Eine wunderweiche Sommernacht,
die von Liebe geigt,
und mein Meer, das schweigt,

es ist überglänzt von Sommerschnee,
der kühlst Welsenweh,
der streift küßend die Muscheln,
diese leuchtenden Tränen,
dies erstarre Sehnen
an meinem Strand.

Jenny Boese-Baum

Simon Dach

Von Alfred Wobbe

Jeder „Ausländer“, der Memel besucht, wird alsbald merken — sofern er den Dichter des „Annchen von Tharau“ kennt —, daß er sich in der Geburtsstadt Simon Dachs befindet. Vom Bahnhof kommend biegt er in die Simon-Dach-Straße ein, um sich ins Zentrum der Stadt zu begeben, wo ihm als anmutigste Sehenswürdigkeit der Simon-Dach-Brunnen gepräsent wird. Weilt der Besucher länger in Memel, so lernt er vielleicht die Geschichte des Brunnens kennen und das Relief des Dichterkopfes auf dem Sockel des Brunnens mit dem Medaillonbild des „Professors der Poesie“ am Turm der Johanniskirche vergleichen. Hat der

Professor der Poesie und bezahlte Gelegenheitsdichter, der im Grunde lieber lateinische als deutsche Verse schrieb und mehr Reimschmied als Dichter war, je daran gedacht, mit seinem „Anke von Tharau“ Ewigkeitsruhm zu ernten, und verdienter ihn? — Schon als Knabe zeigt Simon Dach (als Sohn

eines Gerichtsdolmetschers der litauischen Sprache in Memel am 29. Juli 1605 geboren) neben guten Anlagen im allgemeinen eine hervorragende Begabung für Musik und Poesie. „Er spielte die Geige fast ohne jede Anleitung, und seine Liebe für dieses Instrument verwuchs so innig mit seinem Wesen, daß er sein ganzes Leben hindurch „dichten“ und „geigen“ als gleichbedeutende Begriffe gebrauchte und von seiner Geige sprach, wie ein Dichter sonst von seiner Leier redet.“ Mit 14 Jahren kam er auf die Domschule nach Königsberg, wo ihn Rektor Hagen, der selbst ein Dichter war, in besondere Obhut nahm. Sein Aufenthalt hier wurde durch die 1620 ausbrechende Pest unterbrochen, die ihn nötigte, für einige Zeit nach Memel zurückzukehren. Bald verließ er die Königsberger Schule für immer und folgte einem Studenten als Famulus nach Wittenberg. Drei Jahre später begab er sich nach

Magdeburg, um hier auf dem berühmten Gymnasium des Rektors Euenius seine Schulbildung zu vollenden. Durch Krieg und Pest wurde er genötigt, Magdeburg 1626 zu verlassen. Auf Umwegen kehrte er nach Königsberg zurück. Hier widmete er sich zuerst dem Studium der Theologie, zu dem er von Kindheit an bestimmt war, dann der Beredsamkeit und Poesie. Durch seine gewandten Verse empfahl er sich dem kneiphöfischen Ratsherrn Polikein, der ihm zunächst den Unterricht seiner Kinder übertrug und ihm dann 1633 zur Stelle des vierten Kollaborators an der Domschule verhalf, an der er drei

Jahre später Konrektor wurde. Dach war ein tüchtiger und gewissenhafter Lehrer. Die Ausübung seines Amtes ging aber schließlich über seine Kräfte, zumal er von Jugend an kränkelte, und weil auch sein Gehalt zu kärglich war, oft nicht einmal für die notwendigsten Bedürfnisse ausreichte. Um seine Einkünfte zu erhöhen, leistete Dach dichterische Fronarbeit; er versah zu Hochzeiten, Begräbnissen usw. bezahlte Gelegenheitsgedichte, wozu ihm die Besteller die nötigen stofflichen Unterlagen liefern mußten. Die Anfertigung dieser Gelegenheitsgedichte, deren man heute über 1200 kennt, empfand er als große Last, unter welcher er seufzte, die er aber infolge seiner steten pekuniären Notlage nicht einmal nach Erlangung der Professur von sich wälzen konnte. Seine unselbstständige und mafte Natur machte ihn ganz und gar von seinen Freunden abhängig, die ihm zum Glück in seinen äußerem und inneren Nöten stets hilfreich zur Seite standen. Sein liebster Freund, der kurbrandenburgische Rat und Obersekretär Robert Röberlin, trat mehrfach als Fürsprecher für ihn ein, beherbergte und bewirtete Dach einmal ein ganzes Jahr in seinem Heim, unterstützte ihn oft mit Geld und — die Haupfsache — vermittelte



Simon-Dach-Brunnen

ihm seine großen literarischen und weltmännischen Kenntnisse, die er selber ausgedehnten Reisen und der Verbindung mit den ausgezeichnetesten Männern der Zeit verdankte. Seiner einflussreichen Verwendung ist es zuzuschreiben, daß unser Dichter die Stelle als Professor der Poesie an der Königsberger Universität erhielt. Als solcher hatte er zur Feier der drei hohen Feste lateinische Gedichte zu liefern, die dem akademischen Festprogramm beigedruckt wurden. Dieser Pflicht unterzog sich Dach trotz mannigfacher Krankheit mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß nur ein einziges Programm ohne die Beigabe erschien ist. Seine Vorliebe für lateinische Verse hat ihm die Abfassung der Festgedichte nicht schwer gemacht, wie er ja auch bei Gelegenheit zu beweisen wußte, daß er mindestens ebenso glatte lateinische wie deutsche Verse zu schreiben vermochte. Trotz seiner dürfstigen äußerer Lebensstellung wagte er 1641 die Heirat mit Regina Pohl, der Tochter eines Königsberger Hofgerichtsadvokaten. Die Ehe war äußerst glücklich; Dach fand in ihr, wie später in der Freude an seinen

Kindern, Ersatz für alles, was ihm an äußeren Lebensgütern versagt blieb. An seinen Freunden hing er mit großer Zuneigung. Sie alle, die sich zu einem förmlichen Dichterbunde zusammenschlossen, einte die gemeinsame Liebe zur Dichtkunst und Musik. Nach Art der italienischen Akademien versammelten sie sich, trugen sich gegenseitig ihre Gedichte vor, stellten sich poetische Aufgaben, gaben sich Schäfernamen, musizierten. Die Zusammenkünste fanden meistens im Hause des Mediziners Tinctorius statt, im Sommer aber im Garten des Komponisten und Dichters Heinrich Albert. Alas mehreren Anzeichen, so aus der Zwölfzahl der Kürbisse, welche Albert in seinem Garten mit den Namen der Freunde und

je einem Denkverse versehen hatte, läßt sich auf die Zwölfzahl der Mitglieder des Dichterkreises schließen. Diese Denkverse hat Albert in Musik gesetzt und unter dem Titel „Musikalische Kürbishütte“ veröffentlicht. Die besten Lieder des gesamten Königsberger Dichterkreises hat Albert uns in einem poetisch-musikalischen Sammelwerk, den „Arien“, überliefert. Robertin, Albert und Johann Stobäus, dem Kantor und Musikdirektor an der Königsberger Domschule — diesen drei freuesten Freunden verdankt es

Simon Dach, daß er aus einem Verskünstler ein wirklicher Dichter wurde, der freilich auf den engen Rahmen lyrischer Produktion beschränkt blieb und stets der besonderen Ausmunterung bedurfte, um etwas über das handwerksmäßige Gelegenheitsgedicht hinaus zu schaffen. Selbst das „Bauernlied“ „Anke von Tharau“, sein einziges plattdeutsches (und vielleicht darum so gemütvolles) Gedicht, das in der unvollständigen, etwas moralisierenden Übersetzung Herders und der Komposition Silchers zum Volkslied geworden, ist ein Gelegenheitsgedicht. Es wurde

zur Hochzeit eines Jugendfreundes des Dichters, des Pfarrers Portatius mit Anna, der Tochter des Pfarrers Neander aus Tharau bei Königsberg gedichtet. Frau Fama hat schon damals die Möglichkeit erörtert, daß Dach das Gedicht für eine „heimliche Liebe“ schrieb. Dieses ganz unbegründete Gerücht, das von den Literaturhistorikern stets als unwahr zurückgewiesen wurde, ist bei Poeten auf fruchtbaren Boden gefallen und hat sich in jeder Dichtungsgattung zu tendenziösen Schöpfungen (als Epos, Novelle, Oper, Laienspiel, Schauspiel) verdichtet, von denen das Epos von Franz Hirsch die stimmungsvollste ist.

Viel zu legendarischen Auslegungen gab auch die Tatsache Veranlassung, daß Dach sich noch



Nationaldenkmal in Memel

kurz vor seinem Tode der Autorschaft des „Anke“ geschämt hat, weil ihm das ausgelassene Lied mit seinen sonstigen moralisierenden Dichtungen unver einbar schien.

Dieser Zug ist charakteristisch für den Königsberger Kreis und die

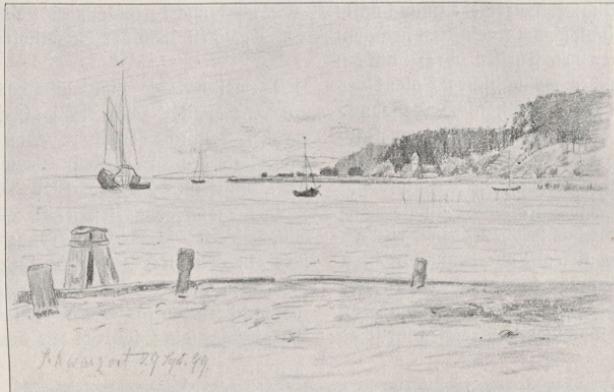
Zeit überhaupt. Entschuldigt sich doch Albert in der Vorrede zu seinen Arien, daß er heitere und namentlich Liebeslieder in seine Sammlung aufgenommen habe. Aus demselben Grunde einer unsicheren Weltanschauung wagen Dach und seine Freunde nicht, unter heitere Gedichte ihren Namen zu sezen, während sie sich zur Autorschaft ernster, besonders Kirchenlieder bei Gelegenheit stets bekennen.

Neben dem gemütvoll-heiteren „Anke von Tharau“ ist uns von Dachs Gedichten am ge läufigsten das geistliche Freundschaftslied:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
als daß er Treu erzeigen
und Freundschaft halten kann . . .“

welches in den Schulen und Gesangvereinen häufig gesungen wird.

Dach auch als Kirchenlieddichter noch nicht vergessen ist, wissen wir aus unsfern evangelischen Gesangbüchern, in die seine Lieder schon zu seinen Lebzeiten übergingen. Vor allem sind es die Sterbelieder, welche ihn — wie die anderen „Der Sterblichkeit Beflissen“ (so nannten sich die Königsberger Kirchenlieddichter) — weit über die Grenzen seiner Heimat berühmt machten. Drei dieser Sterbelieder leben noch heute fort: „Schöner Himmelssaal“ ist ein Trostlied für die Schmerzen des Todes; „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht“ ist ein erschütterndes Gebet, das Dach seinem Freunde Robertin auf dessen Wunsch „zu heilsamer Todeserinnerung“ gewidmet hat; „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“, ist ein Gesang auf den Tod des Königsberger Bürgermeisters Lepner (1635). Die beiden letzten



Ostseebad Schwarzort

Lieder sind als Wechselseit gesang zwischen Gemeinde und Chor von ergreifender Wirkung. Einen nicht unbedeutenden Teil der Gedichte Dachs bilden seine Naturlieder. Dach war ein großer Naturfreund; viele

seiner Gedichte preisen die Stille des Landlebens. In einem seiner besten Naturlieder singt er die Sehnsucht nach Freiheit in klassisch-schönen Versen:

„Wollt' ich ein Vöglein schließen
gleich in ein silbern Haus,
die Freiheit zu genießen,
schnft es sich doch hinaus.
Die Schäze samt den Würden
sind ein geshminkter Schmerz,
sind Dienst und schwere Bürden,
ich lob' ein freies Herz.“

Zum Schluß seien noch Dachs „heroische Gedichte“ erwähnt, die „mehrteils hohen Häuptern gewidmet“ sind, von denen das erlauchteste der Große Kurfürst war. Diese ruhmredigen Gedichte, welche unter dem merkwürdigen Titel „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter“ erschienen, stehen fast durchweg außerhalb jeder literarischen Kritik und sind z. T. von Amts wegen oder zwecks Erlangung persönlicher Vorteile verfaßt. Zu dieser Art von Gelegenheitsgedichten sind auch das Schäferpiel „Cleomedes“ und die Komödie „Sorbusa“ (Anagramm aus Borussia) zu rechnen, welch letztere zur hundertjährigen Jubelfeier der Königsberger Universität gedichtet wurde und trotz aller poetischen Mängel doch des Großen Kurfürsten ganzen Beifall fand.

Ubrigens stand Dach mit dem Großen Kurfürsten in enger persönlicher Verbindung jedesmal, wenn der Herrscher in Königsberg Hof hielt. Der Kurfürst schätzte Dachs Gedichte außerordentlich hoch, wußte viele von ihnen auswendig und nahm jede neue Schöpfung des Dichters begeistert auf.

Die Familie des Dichters wurde ebenfalls häufig ins Königsberger Schloß zum Kurfürsten geladen; Dachs Kinder haben den Fürsten durch ihr vom Vater ererbtes reiches musikalisches Talent des öfteren entzückt. Seine musikalische Begabung war es überhaupt, die den so außerordentlich feinen Rhythmus seiner Gedichte schuf, sie zu leicht komponierbaren Liedern formte und so den schnell wachsenden Ruhm des Dichters noch mehr förderte. Wenn wir das so poestearme Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges überdenken, müssen wir Dach als einen der bedeutendsten Dichter seiner Zeit verehren, der unter günstigeren äußeren Lebensbedingungen sein reiches lyrisches Talent zu nachhaltigerem Genuss für die Nachwelt hätte befähigen können. Im Königsberger Dichterkreise, in dem ihn u. a. auch Opitz auffuhrte, fühlte sich Dach außerordentlich wohl, sang seinen Freunden, die ihm fast alle in den Tod voran-

gingen, herzergreifende Trauerlieder nach und gab seiner Liebe zur ostpreußischen Heimat in manchem Gelegenheitsgedicht beredten Ausdruck.

Auch seiner Vaterstadt Memel hat der Dichter stets das treueste Andenken bewahrt. In einem Gedicht aus dem Jahre 1655, das er selbst den letzten Segen an seine Vaterstadt nennt, nimmt er mit rührenden Worten für immer von derselben Abschied:

„Ich hätte zwar der Tangen Rand
noch gern einmal gegrüßet,
gern dich, mein liebes Vaterland,
zu guter Lebt geküßet,
eh' mich der Tod hält aufgeleckt,
der mich versorgt ohn' Ende,
und stets nach mir hält ausgestreckt
die abgesleischten Hände.“

—
Ich bin auf andre Lust bedacht,
die Gott mir dort wird geben,
du werthe Mümmel, gute Nacht,
du müßest glückhaft leben . . .“

Nach langem mühseligem Leiden erlag Dach am 15. April 1659 der Schwindsucht.

* * *

Memel hat die Anhänglichkeit des Dichters an seine Heimat zwar erst spät, aber dann nicht minder herzlich vergolten. Das offenbart die Geschichte des Simon Dach-Brunnens, an dessen Errichtung im Frühjahr 1912 die Bevölkerung Memels den lebhaftesten Anteil nahm. Am 300. Geburtstage des Dichters, dem 29. Juli 1905, war ein „Komitee zur Schöpfung eines Simon Dach-Brunnens“ zusammengetreten. Nach langerem Überlegen fand man einstimmig allein den Theaterplatz als Standort für den Brunnen geeignet. Ungünstige pukuniäre Verhältnisse der Stadt verzögerten die Ausführung des ehrenden Planes, so daß man erst 1909 zu einer Ausschreibung schrift, die in der Folge mehrere Modelle bedeutender Künstler ergab.

Der Ausschuß

entschied sich für das Modell des Berliner Bildhauers Arnold Künne, der unser anmutiges „Annchen von Tharau“ schuf. Die Mittel dazu flossen anfangs spärlich, bis der glückliche Gedanke, durch Veranstaltung von Volksfesten am Sandkrug das notwendige Geld aufzubringen, reiche Früchte trug und schließlich die Aufstellung des Brunnens ermöglichte. Bei der Ausführung des Brunnens war zuerst eine Nachbildung des Medaillonbildes an der Johanniskirche als Schmuck für den Sockel vorgesehen. Der Bildhauer schlug dann selber die Nachbildung eines Gemäldes von Ph. Westphal vor, die Dach nicht als würdigen Professor der Poesie (wie das Relief der Johanniskirche), sondern als frohgemuteten Poeten darstellt. Die Memeler sind, sofern sie die Art beider Reliefs zu unterscheiden wissen (was nicht ganz einfach ist), mit dieser Darstellung wohl zufrieden und freuen sich, den größten ihrer Söhne in angemessener Weise geehrt zu haben.



Litauisches Bauernhaus

Die „Kuren“ und die Kurische Nehrung

Von Carl Meißner

Noch heute sitzt auch bei sonst recht unterschiedenen Deutschen der Irrtum fest, als sei der Volksplütt, der seit langen Jahrhunderten die Kurische Nehrung bewohnt und der auch in Samland Neu- und Groß-Kubren den Namen gegeben hat, ein Rest jenes alten ausgestorbenen Volksstammes der Kuren, den die Deutschen im dreizehnten Jahrhundert noch außer den Letten in Kurland vorsanden und nach dem sie das Land benannten. Daz das ein Irrtum ist, haben wir schriftlich. Denn bald nach 1400 gab es einen Schriftwechsel zwischen dem livländischen und preußischen Orden, d. h. dem Komtur zu Goldingen und dem Vogt Grobin, die unter dem livländischen Meister standen, auf der einen, und dem Komtur von Memel und dem Hochmeister zu Marienburg auf der and-

ren Seite. Die Kurländer wollten nicht dulden, daß ihnen ihre „Czinslute“ wegliesen, und die preußischen Ordensleute ließen sie nicht ungern auf der kurischen Nehrung, wo damals die heu gänzlich verschwundene Ordensburg Rositten stand, siedeln.

Damals also kam die Hauptmenge. Sie nannten sich „Kuren“, lediglich, weil sie aus Kurland kamen. Mit den kriegerischen Kuren haben sie schlechtweg nichts zu tun. Sie sind Letten, die noch heute nur einiges Dialektisches von der Sprache der Latwja-Letten unterscheidet. Sie gehören also mit Letten und Litauern zu jener sprachlich langsam entwickelten Zwischengruppe zwischen Germanen und Slaven. Ihr Dialekt herrscht auch auf der kurischen Nehrung, nur von Norden nördlich untermischt mit litauisch und deutsch, rein fast nur in den Dörfern Preil und Perwelk, also dem Teil der Nehrung, der heute zum Freistaat Memel gehört.



Düne im Winter auf der Kurischen Nehrung

Aber diese friedlichen Leute, die ein halbes Jahrtausend in der Weltgeschichte kaum vorkommen, hatten derweil mit der Erdgeschichte um so mehr Verährung. Ihr Kampf ging gegen die langsam aber unabwendbar sich heranarbeitenden feindlichen Sandmassen, hinter denen der Westwind als schließlich stets siegreicher Führer stand. Ach, sie unterlagen immer — von acht Dörfern, die die Wanderdünen verschüttet haben, wissen wir aus geschichtlicher Zeit —, bis ihnen im letzten Jahrhundert der Staat zu Hilfe kam und zähe Menschenarbeit dem Feinde langsam an bedrohten Stellen Halt gebot.

Die Kurische Nehrung, dies schmale Band zwischen Haff und Öffsee, war nie eine „wohlbegründete dauernde Erde“. Das Kurische Haff war in Alluvialzeiten ein

Mündungskrater der Memel, ein Delta, das statt der heutigen Nehrung südlich von einem breiten Ausstrom zwei breite Inseln abschlossen. Es geschah dann im Zeitenlauf eine Senkung, die dem Strom und dem Meer die Überspülung freigab. Die unterseeische Barre hob sich — wohl durch Ansäcklung und Ansandung — wieder über den Meerespiegel. Der treibende Sand verschluckte die verschiedenen „Tiefe“, nur nördlich das Memeler Tief hielt sich die Memel offen. Ein Laubwaldgürtel fesselte das niedrige Land. Dann kam schon tief in historischer Zeit die zweite Senkung, die bis 1800 anhielt. Zunächst hemmte eine Barre im Meer versunkener Wälder noch die ausschließliche Herrschaft des Sandes und gestaltete dahinter einen neuen Nadelwaldanwuchs. Aber die Barre brach und sank tiefer, und nun siegte der Westwind, der den Sand vor sich hertrieb. Er baute zunächst am Meer eine gewaltige Düne auf, trieb sie Jahr um Jahr

weiter über die Fläche und begrub Wälder, Kirchhöfe, Dörfer unter seinem gelben Totentuch. Acht Dörfer hat die Wanderdüne, Sandkorn um Sandkorn — im Jahre etwa 3 bis 6 Meter vorrückend — verschüttet. Noch im neunzehnten Jahrhundert Kunzen, Neuregeln, Neupillkoppen. Die Verschüttung Karwaiens, seines Heimatdorfs, besang der Dichter Rhesa, der Schöpfer des Königsberger Rhesianums, 1797 im empfindsamen Charakter der Zeit, aber doch so anschaulich, daß die merkwürdigen Naturvorgänge fast körperlich vor einem stehen:

Weil', o Wanderer, hie und schaue die Hand der Zerstörung.

Wenig Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten, und ein friedlich Dorf mit seligen Wohnern und Hütten lief vom Walde herab bis zu des Hafses Gestade. Aber anjezt, was siebst du? Nur bloßen Boden und Sand! —

Wo ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?

Ach, dem Auge entfällt hier eine Träne der Wehmut.

Siebst du dort die Fichte und eine ärmliche Hütte, vor dem Falle gestürzt, mit grauem Moose bewachsen?

Dies nun ist der traurige Rest von allem geblieben. Hinter dem Walde empor hob steil ein Berg sich mit Flugsand, der die Tannenwipfel und weit die Flut über-schaute,

stürmend trugen die Winde am Hang und Gipfel den Sand ab und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umhüllung.

Ach, kein sperrender Damm hielt jezt den Vortritt des Berges, und allmählich verschlang er Teich und Gärten und Häuser.

Neben dem Wald im Dunkel und Graun' n viel-jähriger Eichen stand die Kirche des Dorfs, geziert nach älterem Volksbrauch, rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.

Sieh, dort ragt eine Spiege hervor, gerötet vom Spätklicht!

Hier versank die Kapelle. Dort rettete man die Geräte und den heiligen Altar. Die frommen Bewohner slohn zu anderen Dörfern mit den armeligen Resten, die sie dem Berge entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.

Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen, weiset die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt, tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling. —

Die unbeirrbar zähe Konsequenz dieses Angriffs ergibt sich durch die einheitliche Führung. Im Gegenjahr zur Frischen Nehrung, auf der das Spiel verschiedener fast gleichwirksamer Windtriebkraft oft bewegtere Dünenwellengestalt schuf, ist der Weststurm über die häufigen Ostwinde unumstrankter Herr. Er trieb die Hochwelle der Wanderdüne im Verlauf etwa zweier Jahrhunderte über die ganze Nehrungsbreite. Er gibt ihren Formen großzügige Einfachheit, wuchtige Monumentalität. Da fast jeder Maßstab fehlt, so ist es nötig zu sagen, daß die höchsten Stellen dieses Kamms einige sechzig Meter über Haff und Meer stehen. Der Fallwinkel des Sandgeriebels dem Haff zu erreicht an den steilsten Stellen 50 Prozent. Auf der Antriebsseite ist der Steigungswinkel ungefähr von 7—30 Grad unterschieden. Weht einmal der Ostwind besonders lange, so wird der Kamm umgekämmt. Aber, in der Gesamtfaktion des Westwindes bedeutet der kleine Rückschlag nichts. — Nur wenn das niedrigstehende Himmelsgestirn von Anfang oder Niedergang feste Lichter und Schatten in diese unwirkliche Welt zeichnet, in der nur eine Naturgewalt, der Wind, herrscht, bekommt sie bestimmte Formen. Am geisterhaftesten ist sie im schattenlösenden vollen Mittagslicht: ein Traum am hellen Tag. Da löst sich die Welt — von der mittleren Hochdüne gesehen — in unbestimmt hingewischte Flächen auf. Kein Maßstab, keine Form mehr, nur Wind, Wasser, Sand. — „Ehe Gott die Welt erschuf“, sagt' ich dort zu mir. Das Gefühl dabei war stark und der Gedanke nur halb töricht. Denn wenn Gott zu Beginn die Feste von den Wassern schied — die Wasser sind da, wo aber ist hier die Feste?

Als der Mensch sich zu tun unterfing, was der liebe Gott hier sozusagen vergessen hatte, da gab es schwere Mühe. Der drohende Wall der Wanderdüne stand, als die Arbeit im neunzehnten Jahrhundert nach und nach an besonders gefährdeten Stellen begann, schon sehr nahe am Haff. Dreierlei tat not. Erstens den Nachtrieb neu vom Meer ausgespülten Sandes zu hemmen. In einem Steckzaun häufte sich der meilenlange, heute etwa fünf Meter hohe Dünenwall am Meeresstrande auf. Dazwischen konnte nun wieder auf weite Strecken zunächst Buschwald,

und zwar nicht nur Kiesern, sondern in flachen Tiefstellen, die die Feuchtigkeit hielten, auch Birken- und Ellerwald auf gepflegt werden. Die zweite Aufgabe war, die Wanderingdüne selbst zu hemmen, wo sie die lieblichen Dorfsoasen, die alle auf der Haffseite liegen, bedrohte. Auch das gelang. Das Strandgras schaffte es nicht. Aber die quadratische Befestigung, vor allem mit totem Holz — in die Quadrate wurde dann die Krüppelkiefer gepflanzt — besiegte allmählich das herrische Element. So wurde Nidden, so wurde Pillkoppener gerettet und der sichernde Waldgürtel um Schwarzort und Rossitten verbreitert. Der Dünenbauinspektor Ephraim in Rossitten, der klug und zähe die Hauptarbeit geleistet hat, galt denn auch als „lieber Vater“ auf der Nehrung. Eine dritte Gefahr bleibt noch abzuwenden. Nördlich von Preil und Perwelk, den ärmsten Dörfern der Nehrung, droht die Wanderingdüne mit ihrem Einrisseln ins Haff allmählich

auch die Ausflusgrinne der Memel, die an der Nehrung entlang geht, zu verlanden. Da muß noch gesteuert werden. Das ist nun Aufgabe des Freistaats Memel.

Die Menschen, die jahrhundertelang schuhlos in dieser unerbittlich ernsten Natur lebten, wurden im Kampf um Boden und Brod zäh, aber nicht mutig. Ihre Art ist zurückhaltend. Stille Menschen mit „sinnigen“ Kindern, deren Spiel selten laut und übermütig ist. Die älteren haben Neigung zu einer sektiererischen Frömmigkeit, die von muckerschen Zügen nicht frei ist. Lieder sind selten und meist geistlich. In diese Menschen hat sich Bischoff-Culm, der Meister, von dem in dem Hefte, das den im Kriege gefallenen Künstlern des Ostens gewidmet sein wird, eingehend gesprochen werden soll, tief hineingelebt.

Die nur vom Winde laute Stille, der erhabene Ernst dieser Dünen- und Wasserwelt weist nach innen.

Ein Litauerbengel

Bildchen aus Ostelbien

Von Elisabeth Brönnner-Hoepfner

„Wascht du maol
bute bliewe! Dö Bau-
bau hucklönne Stall“, so
rief Kuscher Christoph
dem dreijährigen Söhn-
chen seines Brotherrn,
des Gutsbesitzers No-
reikat, zu.

Doch sorglos stieg der
kleine, dralle Bursche,
mit der Peitsche in der
Hand, über die Schwelle.

„Dem Baubau schlag
ich tot“ erklärte er keck.

„Aber die Mamache
haf dich doch verboten,
im Stall rumzukrausen.“

Hansel machte ein pfif-
figes Gesicht. „Mama
is weckefahrt, un Papa
auch, un Fräulein schläft
in Darten. Hansel will
bei Terdchen gehn.
Tomm, meine liebe
Fanni, tomm, Hansel
haf Zucker.“

Und ehe sich Christoph



Eine von Flechten abgetötete Kiefer
auf der Kurischen Nehrung

noch entschlossen hatte,
von dem großen Futter-
kasten hervorzukom-
men, war der Junge
schon in den Stand der
schönen, dunkelbraunen
Halbblutstute hinein-
gegangen.

Sie wandte den Kopf
und sah das Kind an.

„Nein mein Fannen,
hab man keine Angst.
Is bin ja der Hansel“,
versicherte er und reichte
ihr den Zucker hin.

Da gewährte er am
Bauch des Tieres eine
große Wunde.

„Arme Fanni, hast so
eine dolle Wehweh“
sagte er mitleidig und
strich über die verlebte
Stelle.

Da begann das edle
Tier nervös umherzu-
trippeln, schlug nach
hinten aus und schnauzte

laut. Der Junge kümmerte sich nicht darum, sondern trat noch dichter hinzu und versuchte den Fuß der Stufe zu ergreifen. Die Stufe feuerte aus, traf den Kopf des Knaben und schlenderde das Kind die ganze Reihe der Stände entlang bis zu der Wand, wo der kleine hellbraune Ponniwallach stand, der blieb ruhig stehen und wendete nur den Kopf, um den Knaben zu beschnuppern, der regungslos zu den Füßen des alten, treuen Tieres lag.

Christoph stand wie zur Bildsäule erstarrt, dann stürzte er mit einem unartikulierten Laut zu dem Jungen hin und trug ihn zum Stall hinaus auf den Hof. Hansel blutete aus einer großen Kopfwunde, hatte die Augen geschlossen und ließ den Kopf willenlos hängen. Man wußte nicht, lebte er noch oder war er schon tot.

Bald hatte sich das ganze Gesinde um ihn versammelt. Ratlos und jammernd standen alle da.

„Un grads wie die Madamche nich zuhause is, muß das passieren“, sagte die eine Magd.

„Wenn se daa gewese wör, had et oock passöre köinne“, sagte die andere.

„Das Jungsche sterbt bestimmt, da hilftnuscht“, konstatierte ein Knecht.

„Lauf man einer bei die Blechertsche, sie soll ihm besprächen kommen.

Wie meine Schwester die Ros an der Brust hatte, had sie ihr auch besprochen un hat auch geholzen,“ schlug die alte Viejhule vor.

„Nei, besprächen hilft bloß, wenn es aufhes Blut kommt, wenn einer verunglickt is, nisht besprächen nuscht.“ belehrte ein anderer.

„Aber wie könne emm doch nich verbplode loate. Haol man eener fix Spönnwev, dat hölt dat Bloot opp“, riet der Hirt.

„Bis eener in dem Bößstall kömmt, ös hö jao schon do. Hö verdröcht jao schon de Ooge,“ sagte der Hütejunge, der das Spinnweb holen sollte.

„Menchmal, wenn einer schon bald do is, un

man ruff ihn bein Namen, denn wacht er widder auf,“ belehrte die Köchin.

„Hanselche, Hanselche, wach auf,“ riefen nun alle zusammen und schüttelten den Knaben.

„Ich nehme dir aufs Feld mit beiß Grünsutterholen un geb dir auch meine Fork,“ lockte Christoph.

Doch der Knabe blieb besinnungslos auf dem Rasen liegen, und das helle Blut strömte unaufhaltsam aus der Wunde.

„Das hab ich ja gleich gesagt, daß das nuscht helfen wird. Wenn einer von selbst stirbt, denn hilft bein Namenrusen, aber sonst nich,“ sagte das Stubenmädchen.

„Ach Gottche, ach Gottche, wat ware bloß de Herrschafts fäggé,“ jammerte Christoph.

In dem Moment kam der Inspektor Wannegat vom Felde geritten. Mit einem Blick überfah er das Unglück. Gleichzeitig redeten alle auf ihn ein und wiederholten ihre Ratschläge.

„Verrückt seid Ihr. Schnell ein reines nasses Handtuch,“ rief er dem Stubenmädchen zu.

„Ja, ja, gleich,“ sagte sie, „aber es kann woll auch ein dreckliches sein, weil es doch wieder blutig wird.“

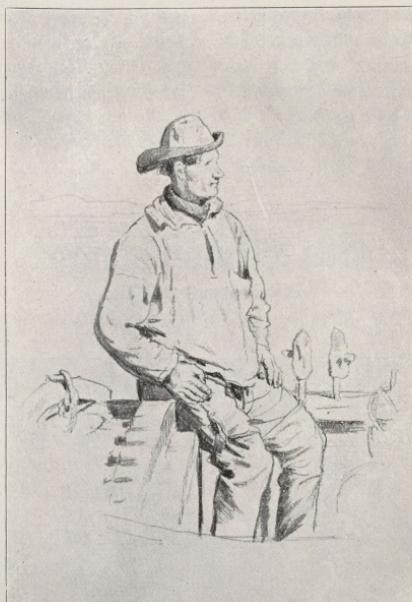
„Ein reines Tuch bringst du, und sofort den Sultan zäumen!“ brüllte er den Leuten

mit so gewaltiger Stimme zu, daß sie im Nu alle auf den Beinen waren.

Nachdem er dem Knaben das Tuch um die Stirn gebunden hatte, nahm er ihn in den Arm und sprangte im Galopp auf dem ungesattelten Pferde davon.

„Bi so wat kann kein Dokter oock nich hellpe. Des man schaod, dad he doa noch dat perd dampig röft. Daber dat es oock so e niemodscher,“ sagten die Leute kopfschüttelnd und begaben sich an ihre Arbeit.

In weniger als einer halben Stunde hatte Wannegat die zwölf Kilometer bis zum Arzt zurückgelegt. Hansel kam kurz vor dem Dorf



Fischer von der Kurischen Nehrung

zur Besinnung und begann jämmerlich zu schreien. Erleichtert atmerte Wannegat auf und trieb sein Pferd zu noch größerer Eile an. —

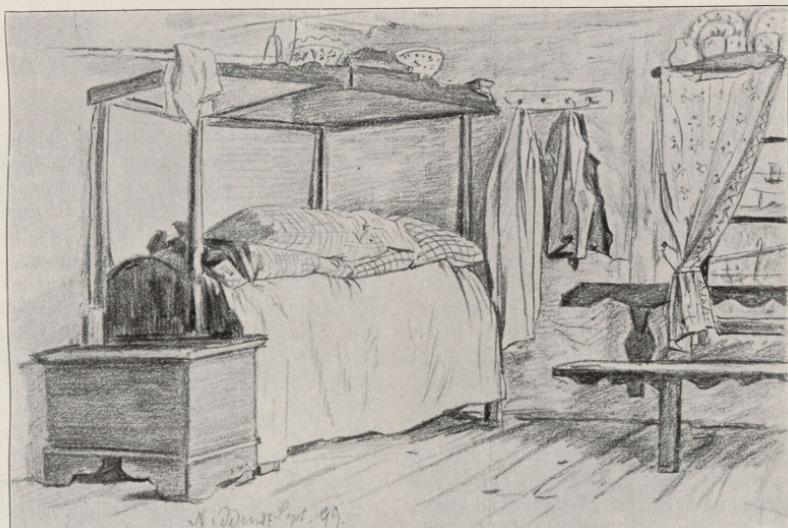
„Der Schädel ist Gott sei dank heil, ja, ja, so ein ostpreußischer Bauernschädel hält was aus. Aber die Kopfhaut ist von der Stirn an bis zum Hinterkopf aufgerissen. Die muß genäht werden,“ sagte der Arzt.

„Ich lasz meinen Topp nicht nähen, unnezognier Onkel Dokter, geh weg. Ich sag meine Mama,“ schrie Hansel, und als der Arzt ihm die Haare

Garten ab. Nirgends war eine Spur des Kindes zu entdecken.

„Der Hanselche war ja immer so gut, vielleicht ist er wie er starb gleich als Engelche innen Himmel geflogen. Der Tunnigkeit sagt, so was kann bei ganz fromme Menschen passieren,“ sagte die Mamzell, welche die größte Verehrerin des Muckerpfarrers Tunnigkeit war, und brachte damit die unglückliche Mutter in völlige Verzweiflung.

Doch Herr Noreikat schrie das Mädchen an: „Sie alte Muckersche, halten Sie das Maul.



Inneres einer Fischerstube auf der Kurischen Nehrung

abschnitt, jammerte er: „Meine Locken, meine Locken.“ Bei der ersten Nadel wurde er aber wieder ohnmächtig und kam erst völlig zum Bewußtsein, als ihn sein weinendes Fräulein zu Hause ins Bettchen packte.

Aber er schloß gleich wieder die Augen, und das Fräulein, welches ihn schlafend wähte, ging hinaus und dem Wagen, dessen Rollen sie schon in der Ferne vernahm, entgegen, um die heimkehrenden Eltern auf das Unglück vorzubereiten.

Entseht stürzten Herr und Frau Noreikat, als sie die schreckliche Nachricht vernahmen, ins Kinderzimmer. Doch wie erstarrt blieben sie stehen als sie das Bett, welches noch die Wärme des fiebrigen Kindeskörpers hielt, leer fanden. Vergeblich suchten sie das Haus und den

Sie hätten lieber besser auf ihn aufpassen sollen.“ Damit lief er hinaus, um das kranke Kind auf dem Hofe zu suchen.

Doch wie angewurzelt blieb er stehen, als er am Pferdestall vorbeiging.

„Na wart mal, dammlige Beskrät, was hast du Hansel geschlagen, un ich hab dir auch noch Zucker gegeben,“ so tönte es an sein Ohr, und dazwischen hörte er das Klatschen einer Peitsche und das unruhige Getrampel eines Pferdes.

Mit einem Satz war Noreikat im Stall. Da sah er, wie sein Söhnchen mit dick verbundem Kopf im Hemdchen da stand und die Peitsche, mit der er auf das Pferd eingeschlagen hatte, wegwarf. Und ehe der Vater es verhindern konnte, war Hansel in den Stand gelaufen und langfe

mit seinen Händchen nach dem Kopf des wieder beruhigten Pferdes.

„So, jetzt ist Hansel wieder gut, dann muß bau sein, muß nich mehr auf Hansel seinen Topp fampeln.“

Wenn später die Leute Herrn Norekaf fragten, woher sein Junge die entsetzliche Narbe auf dem Kopf habe, so erzählte er die Geschichte und fügte allemal lachend hinzu: „Was so ein richtiger Litauerbengel ist, dem sein Dunstkopp hält alles aus.“

Inscription über der Tür des ehemaligen Gymnasiums

Per varios casus
per tot discrimina rerum.

(Durch mancherlei Plagen,
durch soviel besondere Geschicke.)

Zum Andenken an A. K. T. Tielo*

Von Dr. Hans Benzmann

Ostpreußen, bewohnt von eigenartigen und uralten Volksstämmen, berühmt wegen der Schönheit seiner Natur, reich an merkwürdigen Sagen und Gebräuchen, an geheimnisvollen Liedern und Märchen, hat auch für die Dichtung der Gegenwart eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Es ist bekannt, daß ostpreußisches Leben, ostpreußische Natur in den Dramen und Romanen Sudermanns in stimmungsvollster Weise oft die Szenerie und das Milieu bilden. Daz ein so sagenumwobenes und landschaftlich schönes Land insbesondere der Lyrik und der lyrisch-epischen Poesie, der Ballade, originelle Motive zu geben vermag, das beweist die moderne Lyrik in mannigfaltiger Weise. Eine der begabtesten Balladendichterinnen der Gegenwart, Agnes Miegel, ist Ostpreußen. Diesem Kreise hochstrebender ostpreußischer Dichter gehörte auch der vor 10 Jahren einer heimtückischen Krankheit früh zum Opfer gefallene A. K. T. Tielo an.

Tiolo war Ostpreuße (vielleicht Litauer) seinem ganzen Wesen nach. Er hieß bekanntlich Kurt Mickoleit; unter dem Pseudonym A. K. T. Tielo, das so norddeutsch prosaisch klingt, hatte er seine ersten Verse vor nahezu 30 Jahren in einer Tilsiter Zeitung veröffentlicht (Tilsit ist seine Geburtsstadt). Sein Wesen war gradlinig, hölzern, eckig, geradezu nüchtern und prosaisch, er war sofort auszukennen — und doch nicht zu ergründen, falls mehr dahinter steckte. Und es steckte mehr dahinter, es steckte nicht nur ein tiefes Gemüt, sondern auch Phantasie und vor allem Energie dahinter. Es ist gradezu erstaunlich, was Tielo in wenigen Jahren an Lyrik, und an durchaus ernst zu nehmender Lyrik geleistet hat, wie er an sich gearbeitet hat, wie seine Phantasie an Fülle,

seine Persönlichkeit an Tiefe und Horizont gewonnen hat. Was aber das merkwürdigste ist: Tielo vermochte oft, nicht nur manchmal, intime, poetisch und psychologisch interessante Stimmungen künstlerisch fein zu gestalten. Das hatte er nicht dem und jenem abgesehen, das war wirkliches Kennen. Freilich, dem ganzen Werk, wie es uns vorliegt, und der ganzen Persönlichkeit haftete noch viel Unreifes und viel Halbes an. Wie denn Tielo nie zu den wirklich originellen Dichtern der Gegenwart gerechnet werden kann. Aber seine — so jäh abgebrochene — Entwicklung hätte vielleicht kraft der merkwürdigen Energie, die diesem Ostpreußen inne wohnte, noch überraschende künstlerische Leistungen zeitigen können.

Tiolo hat drei dickeleibige Gedächtnisbücher hinterlassen: „T h a n a t o s“ (1905), „K l ä n g e a u s L i t a u e n“ (1907), und „A u s d e r J u g e n d z i t“ (1911). Einen besonderen Wert erhält seine Lyrik durch ihre Beziehungen zur ostpreußischen Heimat des Dichters, zu Litauen. Diese Beziehungen ergeben sich aus Natur, Sage und Erlebnis. Namentlich das Buch „K l ä n g e a u s L i t a u e n“ (Verlag von Georg D. W. Callwey, München) ist reich an solchen Dichtungen, die zum Teil den Charakter der mehr oder weniger von persönlichen Empfindungen durchsetzten Naturstimmung, zum Teil Balladencharakter haben. Der Memelstrom rauscht in diese Klänge hinein, die alten Hochwälder Litauens brausen ihre Sturmlieder, uralte Wanderblöde erzählen rätselhafte Geschichten. Ganz unten aber, auf der flachen schmalen Chaufsee fährt der litauische Bauer dahin. Branntwein,

* Tiolo starb vor 10 Jahren, am 23. August 1911.

Trauer und alte religiöse mystische Erinnerungen, vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, umnebeln seinen Sinn.

Taip Laima leine. *)

Schon spukte Dämmerwind um braune Stoppeln. Es nebelte. Ein Leiferwagen nur strich klappernd durch die ausgestorb'ne Flur und schien das Abendgrauen zu verdoppeln mit seinem Radgeräusch.

Der Wagen barg ein Bäuerlein. Gleich einer krummen Ahre hing seine Peitsche auf die müde Mähre — der Graukopf saß im Stroh auf einem Sarg. Und häufig schien's, wie wenn er etwas hasche; Ich hör' ihn lallen immer nur das Eine, „Die Schicksalsgöttin spann's“ — „Taip Laima leine“ —

und an den Mund hob er die Branntweinflasche.

So fuhr er hin. Am Wege düntig spann der Götterberg Rombin, den tausend Jahre bewohnte Laima mit dem Steinaltare, als noch im alten Glauben Sieg gewann der „wilde Litau“, hoch zu Rossen brausend ... Und schwankend fuhr der Alte hügelan.

Doch droben war's, als wüchsen Ross und Mann ins Hochgewölk, als früge ein Jahrtausend der schwarzmüwölkte Sarg, als ob sich zag der lehze dieser Nied' rung d'rin verstecke — Und über ihn sank schwer die Nebeldecke, als wär' der Himmel hier ein Sarkophag für ein verlor'nes Volk ...

Und arm und klein warf ich mich nieder im verfärbten Feld und hörte schaudernd immer noch das Eine, das matte Murmelwort: „Taip Laima leine.“ Und grabesmächtig ward die ganze Welt, wie wenn sie tief im Dunkel mit mir weine um ein verlor'nes Volk! —

So tiefer Stimmung voll, so schönen Über schwangs voll sind auch Gedichte wie „Die alten Götter“, „Nachtwisst“, „Dzimken-Gesang“, „Die kleine Stadt“, „Der Stier“, „Mein Memelstrom“ u. a. Es sind vollwertige, charaktervolle Gedichte, die den Wunsch entstehen lassen, sie in einer Volksausgabe dem litauischen Volke und der ostpreußischen Heimat des Dichters vorzulegen.

Oft haben sich solche Stimmungen und Vorstellungen dem Dichter zu Balladen verdichtet. Das eigentliche Balladenbuch Tielos ist „Thanatos“. Mannigfach ist Thema und Inhalt dieser Balladen. Antike, indische und germanische

Motive haben den Dichter in gleicher Weise gefesselt. Manch schöne Ballade, durchsichtig im Aufbau, nicht übertrieben im Stil, in der Steigerung von rein tragischer Wirkung ist dem Dichter gelungen, wie „König Usnar“ (Altindisch), „Savitri“ (Altindisch), „Penelope“ u. a. Aber eine noch sich gewaltsam gebärdende unreife Überkraft hat oft das künstlerische Maß nicht innehalten können, die Bilder fürrnen sich noch übereinander, die Farben überschreien sich; was aus dem poetischen und menschlichen Wesen sich wie von selbst ergeben soll, die lebendige Sphäre einer Stimmung, eines balladeschen Charakters usw., das wird alles noch mit lauter Stimme vom Dichter selbst in bunter Fülle dargeboten. Dieses noch unkünstlerische, unreife Wesen ist ganz besonders für das Buch „Thanatos“ charakteristisch. Auch hier sind wiederum die litauischen Themen am besten gelungen, Gedichte wie „Der Strandvogt von Rossitten“ (Kurische Nehrung), „Es rauscht im Hünengrab“ (Litauen), „Der Laumen Flucht“, „Die Heimkehr“. Ich gebe auch eine dieser Balladen nach litauischen Themen hier wieder.

Johannisnacht
(Kurische Nehrung)

Es hatte flüsternden Zauber entfacht über Dünen und Dorf die Johannisnacht, um Rossitten ein Gluthauch irrte — Sakut, der reichste der Fischerwirte, sah spät noch am Fenster mit seinem Weib und leerte umflackert die Flasche: „Hörst du's? — Im Stalle wiehert es sacht! Auf! Daß ich ein Wunder der heiligen Nacht endlich als Greis erhasche!“

Wisse! Oft hat die Johannisnacht den Pferden Weisheit und Rede gebracht — Und heut' in heimlicher Stunde, von unsfern zwei Rappen erlausch' ich die Kunde, wo schimmernd der Schatz in den Dünen ruht!“ Sie hielt ihn zurück: „Dich umgarnen böse Geister — Gott hat uns bedacht mit Korn und Fischen — die gleichende Nacht will ein Opfer — o, laß dich warnen!“

Doch er riß sich los, und es wieherte sacht! Und er schob sich hinein in die flimmernde Nacht, und still an des Stalles Pfosten lehnt' er auf schaftigem Lauscherposten; und die Rappen im Dunkel auf knisternder Streu spitzten die Ohren und sannen — Und es behte der Alte; dumpf und verwacht die Uhr überm Dorfe schlug Mitternacht — Und die Rappen zu raunen begannen ...

*) d. h.: So spann es Laima (die Schicksalsgöttin der Litauer).

Er bekreuzigte sich — was raunte das Paar?
Und es sträubte sich feucht sein weißes Haar.
Er horchte am Türspalt und horchte gut —
sie raunten von ihm, dem Michel Sakut,
und es war eine falsche, finstere Mär:
„Noch gier er nach goldener Habe —
und ruht bald in säufelnder Pappelwacht,
unterm Kreuze wird ihm ein Bett gemacht,
und es ruht sich gar kühl im Grabe . . .“
Da verstummen die Rosse.

Ihn packte die Wut,
und er schwang ein Beil: „Der Michel Sakut
steht heute wie morgen seinen Mann —
und ihr fahrt dem Herrn in die Grube voran
für eure dreimal verdammte Mär!“
Und er drängte zur dunklen Hufe —
Da bäumten sich beide Hengste mit Macht,
ihn umwogte rauchende Mähnenpracht,
und es trafen ihn schmetternde Hufe.

Er stürzte zusammen!

Die rasende Jagd
der Rappen schäumte hinaus in die Nacht
auf Nimmerwiedersehen.
Auf den Blutenden warf sich mit Weinen und
Flehen
in grauen Strähnen sein zitterndes Weib:
„Er stirbt! So muß er entführen
Gier und Grimm — die Johannissnacht
holte ihr Opfer . . .“

Und fern hat's gelacht
über den dämmernenden Dünen!

Das Buch „Aus der Jugendzeit“ (Berlin-Dahlem, F. Fontane u. Co, 1911), das auch spätere und letzte Gedichte enthält, hat ganz besonders soziale Stimmungen und Erlebnis-Gedichte gesammelt. Gab die Heimat dem Dichter eine Fülle von Erinnerungen, die ihm zu ganz persönlich bestimmten lyrischen Träumereien und zu köstlich humorvollen Genre- und Charakterbildern wurden, so entnahm er dem Leben der Großstadt soziale Motive, Balladen und Lieder

vom Elend, von der Arbeit, vom dunklen Leben in den Spelunken, von Verbrechern und verkommenen Existenzen, aber auch Bilder — voll Farbe und Stimmungen — aus dem Leben der „höheren Stände“, der Gesellschaft und „Gesellschaften“. Fehlt es auch hier und da an dem künstlerischen Ausgleich, mißfällt dann und wann eine sentimentale Pointe, so fesseln doch die meisten dieser Genre- und Charakterbilder durch den gemütvollen, wehmütig- humoristischen Ton. Und man muß auch hier wiederum zugeben, daß es eine eigene Begabung und Kunst ist, die aus oft kleinen und gewöhnlichen Motiven so zart empfundene oder lebensvoll wirkende Gedichte zu gestalten gewußt hat.

Nicht besser aber kann ich diese Skizze schließen, die dem Andenken an ein allzu früh verblichenes Dichterleben und hochgemutes Streben gewidmet ist, als mit einem der reinen stimmungstiefen Gedichte, in denen Tirol das Beste gab, das er hafte.

Grillen am Abend

Kühl blaut das Memetal. Still ruht die Bank —
Du zögerst noch, mein holder Schlummerlang?
Und horch, im Wald erwacht ein seiner Ton,
in dunklem Laub verrieseln. Und ein zweiter
summt irgendwo aus weichen Wipfeln schon.
Und da und dort, und wachsend immer weiter,
füllt alle Luft der Grillen Ruhelied
tieffilbern. Endlos wird die Schar der Ruser,
leicht überbrückt ihr Lied umflore Ufer,
die Herde und den Hirten fern umzieht
ihr Dämmerkreis —
Hoch über müde Matten
trägt meine Seele aus der Welt der Schatten
ihr großes, friedecklares Lied.
Ich war vereinsamt, und ich war verbittert —
O, was ich war und bin, in dieser Silberflut
erfönt es sanft und süß und zisst und verzisst
und träumt und ruht . . .

Frühlicht

Traumschwer
über der Erde
schläft die Nacht — —
Und die Berge und Ströme raunen,
und die Wälder und Winde rauschen,
und das Meer rollt ewige Rätsel
zum schweigenden Strand.
Alle grünen ihre Mutter,
die Nacht.

Im Osten wacht das Frührot auf.

Das märchenleise,
sagendunkle,
sternenheilige Rauschen,
das wundertiefe Harfensingen
wird Glanz,
wird Glut,
wird Licht — — —

Hans Sturm

Heimatbewegung in den Grenzlanden

Der Deutsch-Litauische Heimatbund

Das härteste Schicksal hat die Grenzland-Deutschen getroffen, die noch jetzt bedroht sind oder gewaltsam vom Mutterlande abgetrennt wurden. Hier ist es das gemeinsame Band der Not, das sie im gleichen Schicksal nur immer inniger verknüpft. Leid bringt Erkenntnis des Wahren und Echten, Leid führt letzten Endes auf den Golgathaweg der Läuferung.

Da uns die Waffen aus der Hand geschlagen sind, kämpfen wir nun mit geistigen Waffen. Sie wurzeln in der Liebe zur Heimat. An allen Grenzen Deutschlands entstanden neue geistige Bewegungen, zeigten sich Wege zum Wiederaufbau in der Zusammenfassung schlummernder Kräfte durch die Bemühungen von Zeitschriften und Zeitungen, die ihre tiefsten Wurzeln im völkischen Gefühl haben. Die Zeit hat uns durch bissige Erfahrungen gelehrt, daß die Presse eines jeden Landes eine bedeutsame Kulturaufgabe hat. Im Kriege hatte sie den letzten und entscheidenden Einfluß durch das System der Verleumdungen und Verwirrungen, die das wahre Bild der Wesensart der Völker verschärfen.

Trotzdem jetzt noch das Schicksal der Grenzlande im weitesten Sinne ungeklärt ist, so haben

sich doch die Wollenden, Hoffenden und Suchenden durchgesetzt. Von den vielen Neugründungen, die der Krieg hervorrief, wird sich nur das erhalten, was im Kern gesund ist und wirklich ein Baustein für die Zukunft unseres Stammes und unserer völkischen Art sein kann.

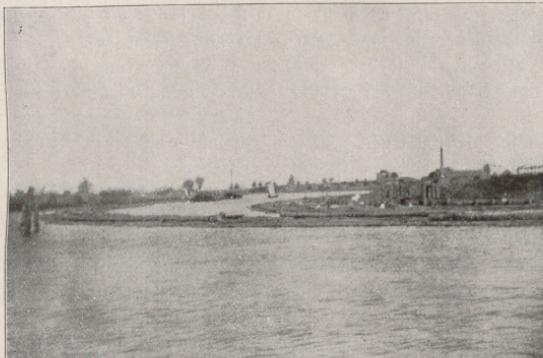
Die Achtung vor politischen und künstlerischen Gegnern, das mutige Erkenntnis zum Mutterlande, das uns geboren und erzogen hat,

die Förderung und Pflege von Heimatfamilie und Heimatliebe sind die Grundpfeiler, die den unterwühlten und erschütterten Boden wieder ebnen können.

Die in den Grenzlanden begründeten Zeitschriften dienen den neugegründeten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Eine Reihe von ihnen hatte nur eine kurze Lebensdauer. So schön auch die rege geistige Bewegung hier zum Ausdruck kam, so sehr hat das Verschwinden

einiger Zeitschriften, die nicht lebenskräftig waren, den Einfluß anderer unter Übernahme gemeinsamer Aufgaben verstärkt.

Die größten Veränderungen hat der Osten durch seine völlige Umgestaltung erfahren. Hier wurden Heimatvereine und Heimatzeitschriften



Memel-Pregel-Kanal: Anfang des großen Friedrichgrabens



Memel-Pregel-Kanal: Teilung des Pregels am Roten Krug

aus der Gegenwartsnöt geboren, die ganz bestimmte völkische Aufgaben zu lösen hatten. Ich erwähne hier die im Zentralausschuß des Ostdeutschen Heimatdienstes zusammengefaßten Verbände: den Verband der Heimatvereine Mittelostpreußens, den Masuren- und Ermländerbund, der das ostpreußische Abstimmungsgebiet umfaßt, den Verband der Heimatvereine im westpreußischen Abstimmungsgebiet. Vereine und Zeitschriften haben gleiche Aufgaben und Ziele. Sie wollen deutsche Art pflegen und fördern und eine ständige innere Verbindung mit der Heimat aufrecht erhalten.

Über die Bedeutung dieser starken Bewegungen fürs Memelgebiet ist nach dem Inhalt dieses Heftes kein Zweifel. Der „Deutsch-Litauische Heimatbund“, der die von Ostpreußen durch die Friedensbedingungen vom 28. Juni 1919 abgetrennten Gebiete nördlich des Memelstroms und die darin wohnenden Männer und Frauen umfaßt (Siz Memel), ist in innerster Bedrängnis und in höchster Not geboren. Er soll eine alle Parteien und Schichten überbrückende Volksgemeinschaft zur Stärkung des Heimatgefühls und zur Erhaltung und Pflege deutscher Sprache und Kultur sein. Der Bund will das bestehende gute Einvernehmen zwischen Deutschen und Litauern fördern. Wir entnehmen den Leitgedanken des Bundes folgende Sätze:

„Unsere Zukunft ist dunkel. Wie sich aber auch unser Schicksal gestalten möge, wir verlangen Selbstständigkeit für unser Gebiet, mindestens aber volle Autonomie, d. h. die völlige Selbstständigkeit in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung, eine Forderung, die auch der weitaus größte Teil der Litauer des Memelgebietes zu der seinen macht.“

Unsere Forderungen im Einzelnen sind:

1. Völlige Selbstständigkeit in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung der inneren Angelegenheiten, namentlich auch Selbstständigkeit in bezug auf die Ergänzung der Beamtenchaft. Anschluß an eine fremde Staatsgewalt darf ohne Volksabstimmung nicht erfolgen.

2. Als Staatsform ein demokratischer Volksstaat, in dem sich die öffentliche Gewalt allein auf den Willen des Volkes gründet, hervorgehend aus allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Verhältniswahlen.

3. Für fremdsprachige Minderheiten das verfassungsmäßig zu gewährleistende Recht auf Erhaltung und Betätigung ihrer Sprache und Eigenart.

4. Verwerfung jeder Form der Diktatur von einzelnen Nationalitäten, Personen, Gruppen oder Klassen.

5. Freies Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrecht für jedermann, sowie das unbeschränkte Recht der politischen Meinungsausübung in Wort und Schrift.

6. Beibehaltung der jetzigen Beamten, Gewährleistung ihrer wohlerworbenen Ansprüche sowie der ihrer Familien.

7. Beibehaltung des Deutschen als Amtssprache; jedoch ist die Einführung des Litauischen als zweiter Amtssprache neben dem Deutschen in gemischtssprachigen Orten und Landbezirken zu erstreben.

8. Freiheit für jedermann zur Betätigung seiner Weltanschauung und zur Vereinigung in Religionsgemeinschaften. Erhaltung der bisherigen kirchlichen und sonstigen religiösen Einrichtungen. Erteilung des Religionsunterrichtes für jedes Kind in seiner Konfession in der Schule, aber ohne Gewissenszwang gegen Eltern und Lehrer.

Erhaltung der bisherigen Kultur. Anerkennung des Studiums auf deutschen Universitäten, Hochschulen und Seminaren. Völlige Freiheit der wissenschaftlichen Forschungen und Lehren, der Kunst und der Presse. Freie Einführung aller Pressezeugnisse, sowie von Büchern, Werken und Schriften, insbesondere auch aus dem Deutschen Reiche.

Erhaltung und Ausbau der deutschen Schule. Es sind aber Einrichtungen zur Erteilung des Unterrichtes auch in litauischer Sprache überall da zu treffen, wo ein Bedürfnis dafür vorhanden ist.

9. Ein unparteiisches Rechtswesen. Einfache und beschleunigte Rechtsverfolgung sowie Strafrecht in neuzeitlichem Sinne. Neben einem unabhängigen Berufsrichtertum starke Heranziehung des Laienelements zur Rechtsprechung. Eine freie Rechtsanwaltschaft. Beibehaltung des Deutschen als Gerichtssprache. Einrichtungen, die auch der nicht deutsch sprechenden Bevölkerung in ihrer Sprache Rechtsverfolgung gewährleisten.

10. Beibehaltung und Ausbau der bewährten deutschen sozialen Gesetzgebung. (Arbeiter- und Angestelltentrecht, Kranken-, Invaliditäts-, Alters-, Unfall- und dergleichen Versicherungen, Arbeitslosen-, Kinder- und Jugendfürsorge, Volks- und Arbeitshygiene usw.) Gewährleistung der bisherigen wohlerworbenen Rechte auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung, Versorgung

der Kriegsbeschädigten und der Hinterbliebenen der Kriegsgefallenen.

11. Handwerk und Kleinhandel müssen ihren berechtigten Platz haben und sind nach Kräften zu unterstützen, sowie die technische und kaufmännische Leistungsfähigkeit des Handwerks in Fach- und Fortbildungsschulen unter Mitwirkung seiner Berufsvertretungen zu fördern.

Nachdrückliche Förderung des Ein- und Ausfuhrhandels, sowie der Schiffahrt, Gewerbe und Industrie.

12. Die Allgemeinheit muß sich der besonderen Bedeutung einer blühenden Landwirtschaft bewußt sein. Ein zahlreicher selbstständiger Bauernstand ist für die Erhaltung der Volkskraft unentbehrlich. Er muß gefestigt und vermehrt werden. Dem Landarbeiter ist der Erwerb von Eigenland zu erleichtern.

Für eine großzügige Siedlungspolitik zugunsten der eingessenen Bevölkerung ist, wenn nötig,

staatlicher und auch privater Großgrundbesitz in Anspruch zu nehmen.

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen ist nachdrücklich zu pflegen und auszubauen.

Auf Grund vorstehenden Programms sollen sich alle Bewohner des von Ostpreußen abgetrennten Gebiets nördlich des Memelstromes zur Verteidigung ihrer Kulturrennenschaften zusammenschließen.

Heimatgenossen! Vereinigt Euch! Ihr habt gemeinsame Interessen! Einigkeit macht stark! Tretet einmütig bei dem

Deutsch-Litauischen Heimatbund!

Den Zwecken des Heimatbundes dient als Mitteilungsblatt für Mitglieder und Freunde die Zeitschrift „Deutsch-Litauischer Heimatbund“. Wir müssen sie in der Ostmark und auch im Reich aufs wärmste unterstützen, da sie als nordöstlicher Vorposten die gleichen Aufgaben wie der Bund hat. —

Carl Lange

Ein vergessener ostdeutscher Romandichter

(Zu Johann Timotheus Hermes 100. Todestag am 24. Juli)

Von Hans Gäfgen

Kaum eines der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschienen Romanwerke hat einen so großen Erfolg aufzuweisen gehabt wie „Sophiens Reise von Memelnach Sachsen“, die fünfbändige Haupschöpfung J. T. Hermes, welcher der Verfasser im Jahre 1778 einen sechsten Band folgen ließ. Wenige Bücher sind aber auch so völlig der Vergessenheit anheimgefallen, wie dieses Werk, das schon nach kurzer Frist kaum noch gelesen wurde und heute in den Räumen der Bibliotheken ein verträumtes, unbeachtetes Dasein führt. Und doch würde gewiß mancher aus dieser Reisebeschreibung, welche ein so hartes Schicksal nicht verdient hat, mancherlei Anregung und Freude auch heute noch schöpfen können, vorausgefeßt, daß es ihm gelingt, sich durch das Übermaß von aufdringlicher Empfindsamkeit und Ziererei hindurchzuwinden. Kulturhistorisch stellt „Sophiens Reise“ ein bedeutsames Quellenbuch dar; es gibt wenige Werke, die ein solch interessantes Abbild der Zeit des siebenjährigen Krieges geben, wie der Roman Hermes.

Sein erstes Werk war die „Geschichte der Miss Fanny Wilkes“; er schrieb noch eine Anzahl ebenso breitgewalzter und in ihrer Zeit vielfach aufgelegter Romane, denen das Schicksal von „Sophiens Reise“ in noch verstärkterem Maße zuteil geworden ist. Sein Lied „Dir folgen meine

Tränen“ ist noch heute ab und zu in Sammlungen zu finden, ohne den Dichter der Vergessenheit entreihen zu können.

Am 31. Mai 1738 wurde Johann Timotheus Hermes zu Pehnik bei Stargard in Pommern geboren. Von 1756 an studierte er in Königsberg Theologie und lebte anschließend als Schriftsteller — er pflegte sich der Pseudonyme Heinrich Meister oder T. S. Jemehr zu bedienen — in Berlin und Danzig. Später wurde er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, welche Stellung er dann mit der eines Feldpredigers vertauschte. Zu Plesz wirkte er als Anhalt-Köthenscher Hofprediger. Seine Laufbahn endete in Breslau, wohin man ihn im Jahre 1772 als Pastor an der Maria-Magdalenenkirche berief. 1791 ward er Primarius, siebzehn Jahre danach Superintendent und Professor der Theologie an der Universität. Als solcher starb er am 24. Juli 1821.

Mag Hermes heute als Romandichter vergessen sein. Die hundertste Jährung seines Todesstages mag doch Veranlassung sein, eines Mannes zu gedenken, dem äußere Erfolge in seltenen Ausmaßen beschieden waren, dessen Werke sich bei seinen Zeitgenossen großen Beifalls erfreuten, eines Mannes, der der Literaturgeschichte angehört.

Eine Festspielwoche des Ostens

Von Carl Lange

Unter Hinweis auf unsere schnell vergriffene Sonderausgabe „Marienburg“ und auf die Anregung, die dort Dr. Dütschke in der Rundschau in dem Aufsatz: „Die Marienburg als geistiger Mittelpunkt des deutschen Ostens“ gab, wurde im Eckremter der Großkomturei des Ordens am Sonntag, den 3. Juli, der Marienburgbund begründet. Die Marienburg steht uns als Sinnbild deutscher Kultur im Osten vor Augen. Es gilt, sie mit geistigem Inhalt zu füllen, sie zum Mittelpunkt des deutschen Ostens zu gestalten und so die Vergangenheit, — das Mittelalter — wieder ausleben zu lassen. Feststätten, wie die Wartburg, Weimar und Bayreuth sollen als Vorbilder dienen.

Für unsere Veranstaltung stehen mir auch der Trachtenzug und das Volksfest der Kärtner während der Schuhbundtagung in Klaquensdorf vor Augen. Hier zeigte sich eine alle Parteien und Kreise überbrückende Volksgemeinschaft. Es gab kaum eine glücklichere Wahl als hier unten im Süden ein Bekenntnis zum Deutschtum aller Grenzlande, einschl. Deutsch-Österreichs, abzulegen. Bei der Schlussförmigung wurde die Absicht geäußert, die nächste Tagung in der Marienburg abzuhalten, auch wieder ein Zeichen, wie unser Schloß als Wahrzeichen des Ostens bewertet wird.

War schon die Zeit der Abstimmung eine erhabende Feier, die sich unvergleichlich in die Herzen der Teilnehmer eingeprägt hat, so soll den Deutschen immer mehr zum Bewußtsein gebracht werden, was hier an tiefen Werten schlummert und verborgen ist. Wir brauchen nicht anzuführen, welche unvergänglichen Verdienste sich die Schloßbauverwaltung, — ich nenne nur Geh. Rat Steinbrecht und Oberbaurat Schmid, — um die Erhaltung und den Wiederaufbau des Schlosses erworben haben. Nun gilt es, das kostbare Ge- fäß mit seelischem Gehalt zu füllen. Die Tore der Marienburg sollen in dieser Festspielwoche dem Volk geöffnet werden, damit die Kraft, die aus ihren Mauern wie ein Strom uns durchflutet, der Gesundung und dem Wiederaufbau unseres Vaterlandes dient.

Wir werden noch auf den Leitgedanken und die Durchführung in den nächsten Heften zurückkommen und, heute nur die Richtlinien geben. Es ist ein Festspiel und ein Festzug, ein Volksfest mit Wettkämpfen deutscher Art geplant. In den Nachmittagen werden Volkstänze, Chor-

gesänge, Instrumentalmusik als Musikerveranstaltung deutscher Art veranstaltet. Ferner finden Vorträge über das Wesen der Marienburg und Führungen im gleichen Sinne statt. Dabei wird die Staats- und Innengeschichte des deutschen Ritterordens besonders berücksichtigt. Es ist an den Burghof als Freilichtbühne gedacht. Einer der Unterhaltungsabende wird ein Sängerfest auf der Marienburg bringen. Um diese Pläne durchzuführen, bedarf es gründlicher Vorbereitung. Aus diesem Grunde wird die erste Festspielwoche im Jahr 1922 stattfinden.

Der Gedanke hat bei führenden Persönlichkeiten im Osten und im Reich den stärksten Widerhall gefunden. Die Vorträge bei der Begründung im Eckremter waren durchglüht von warmer Teilnahme und Begeisterung für die Sache. Herr Bürgermeister Pawelcik-Marienburg, Herr Dr. Dütschke-Neufahrwasser, Herr Prof. Schumacher-Königsberg i. P., Studienrat Bartels sowie Carl Lange-Oliva sprachen über den Leitgedanken, die Durchführung und die notwendige Werbearbeit. Das lebhafte Interesse des Regierungspräsidenten bezeugte Graf Baudissin, der die Wahl zum ersten Vorsitzenden annahm. Auch die Schloßbauverwaltung zeigte größtes Entgegenkommen, das in den Ausführungen des Oberbaurats Schmid zum Ausdruck kam. Es wurden drei Arbeitsausschüsse für Königsberg, Danzig und Marienburg gewählt. Ein fest angestellter Geschäftsführer wird von vornherein zur genaueren Ausarbeitung und Durchführung der Pläne eingesetzt.

Ein Preisauftschreiben für ein Festspiel erscheint mir wichtig und wertvoll. Hier müßten vor allen Dingen die ostdeutschen Dichter bevorzugt werden, da sie durch ihre inneren Beziehungen zur Heimat dafür berufen sind. Das ist wieder eins der Mittel, unsere ostdeutschen Dichter und Künstler, die ihre Wirkungsstätte meist nach dem Reich verlegt haben, mehr an die Heimat zu fesseln.

Die nächste Aufgabe des Marienburgbundes ist, im Osten und im Reich eine Reihe führender Persönlichkeiten zu gewinnen, die einen festen und starken Ring bilden, um die Idee zu tragen. Hinter diesen Menschen deutscher Art und Kultur stehen größere Kreise, die später als Teilnehmer für die Festspielwoche in Frage kommen. Möchte der große Gedanke fruchtbar weiter wirken, damit auch hier im Osten der Boden zur inneren Gesundung unseres Volkes vorbereitet wird!

Rundschau

Die Stadtbücherei Memel

Von Stadtbibliothekar Dr. K e m p

Die Memeler Stadtbücherei verdankt ihre Entstehung dem Versailler Friedensschluß, der das Gebiet jenseits des Memelstromes vom Deutschen Reiche ab trennte. Dieser gewaltsame und für die weitesten Kreise der deutschen Öffentlichkeit überraschenden Unterbrechung der normalen Entwicklung hat es bedurft, um in der nördlichsten deutschen Stadt eine Bildungsanstalt entstehen zu lassen, die hier längst am Platze gewesen wäre. Es hat heute keinen Zweck mehr, mit den Unterlassungssünden des alten Regimes zu rechten, bestremend muß es immer erscheinen, daß die verständnisvolle Bildungsarbeit, zu der man sich unter richtiger Einschätzung der Sondergestaltung des kulturellen Lebens in Oberschlesien und Polen rechtzeitig entzlossen hatte, nicht auch in diesem Grenzland Eingang fand, das bei seiner geographischen Lage an der fernsten Peripherie des deutschen Landes und bei der eigenartigen völkischen Zusammensetzung der Bewohner einer bildungspfleglichen Obhut dringend bedurft hätte. Die Pflege der Hohenzollerntradition, die mit der Erinnerung an den Aufenthalt der geflüchteten Königsfamilie während des Jahres 1807 verknüpft ist, war so ziemlich das Einzige, was der Schule zur Charakteristik der Stadt Memel als wesentlich erschien. Die Einrichtung von Wanderbüchereien in den Kreisen Memel und Heydekrug in der üblichen Verknüpfung mit den Landratsämtern konnte als klarer Wille zu einer Kulturpolitik, die eine fragfähige Brücke zu einer nachbarlichen Verständigung zwischen den beiden Stämmen des Landes hätte abgeben können, kaum angesprochen werden. Die Stadt Memel besaß zwar eine Ratsbibliothek, die sich aber zum weitaus größten Teil aus amtlichen Publikationen, Gemeindeblättern und Verwaltungsberichten zusammensetzte. Ihr Bildungswert wurde nicht erheblich gefeiert, als man ihr durch Übernahme einiger hundert Bände des in den achtziger und neunziger Jahren bestehenden Lesevereins neues Blut zuführen versuchte. Eine aus einem leistungsfähigen, volkstümlichen Büchereiweisen erwachsenen, allen Volks- und Bildungsschichten gleichmäßig zugute kommende Volksbildungarbeit war mit den gegebenen Mitteln in Stadt und Land unmöglich. Wer gelehrt Studien nachgeben wollte, war auf die Vermittlung der Königsberger Bibliotheken angewiesen. Diese einzige Quelle versiegte ebenfalls, als durch das Inkrafttreten des Verfailler Vertrages das Memelgebiet aus dem Reichsverband ausschied. Allein noch im Herbst 1919 war in der Stadt Memel ein Volksbildungsverein ins Leben getreten, der in der Erkenntnis, daß das Fehlen einer Bildungsstätte, wie es eine neuzeitliche Bücherei sein

kann und sein soll, nach der politischen auch die kulturelle Isolierung des Gebietes zur Folge haben müsse, als wichtigsten Punkt die Errichtung einer solchen Anstalt auf sein Programm setzte. Die Anstalt war anfangs nur in befreidem Umsang geplant; der Einheitstyp, die Büchereiform also, die die Wege zur Bildung allen Volkschichten ohne Unterschied der Bildungsstufe erschließen will, schwante zwar schon als Muster vor, aber die zur Verfügung stehenden Geldmittel hätten doch nur die Beschaffung eines verhältnismäßig geringen Bücherbestandes gestattet, mit dem der gestellten Aufgabe schwerlich gerecht zu werden gewesen wäre. Die mit der Stadt eingeleiteten Verhandlungen stellten das Interne ersteuerlicherweise bald auf eine breitere Grundlage. Der Plan einer Vereinsbücherei, zu der die Stadt nur einen nicht sehr erheblichen Zuschuß hätte leisten sollen, wurde aufgegeben und im Frühjahr 1920 von den Städtischen Körperschaften die Errichtung einer in eigner Verwaltung stehenden Stadtbücherei nach dem Einheitstyp und unter hauptamtlicher Leitung beschlossen. Der Aufbau der Bücherei konnte im April des vorigen Jahres begonnen werden. Als Heim wurde für sie ein bisher zu Schulzwecken benütztes Gebäude gewählt, dessen Erdgeschoß nach baulichen Veränderungen einstweilen austretenden Platz für zwei Leseräume, Ausleihraum, Magazin und Arbeitsraum nebst einigen allerdings sehr knappen Nebenräumen bot.

Für den Bücherbestand konnte aus den Trümmern der alten Ratsbibliothek so gut wie gar nichts übernommen werden. Als wertvoller Grundstock erwies sich lediglich die etwa 8000 Bände zählende Bibliothek des verstorbenen Memeler Schriftstellers Sembrikzki, der als gelehrter Historiker seiner Heimat und als verständnisvoller Sammler hauptsächlich heimatkundlicher Literatur sehr verdienstlich gewirkt hatte. Die Stadt hatte beizeiten zugegriffen, um der Zersplitterung dieser für die Lokalforschung wichtigen und in mancher Hinsicht unerschöpflichen Sammlung vorzubeugen. Um der neuen Bücherei eine weitreichende Werbekraft zu sichern, waren umfangreiche Neuanschaffungen, vor allem von guter Unterhaltungsliteratur unvermeidlich. Die Ergänzung der Bestände wurde in dankenswerter Weise durch die Sammeltätigkeit des Deutschlithauischen Heimatbundes unterstützt, die aus allen Teilen Deutschlands, von ehemaligen Angehörigen und neuen Freunden des Memelgebietes eine Fülle wertvoller Werke zusammenbrachte. Außerdem trugen die alten deutschen Bibliotheken durch Überlassung von Doppelstücken bereitwilligst das Ithige zur Förderung des jungen Unternehmens bei. Als äußerst dankenswerte Unterstützung erwies sich ferner das freundliche Entgegenkommen zahlreicher deutscher Verleger, die einen ansehnlichen Teil der bei ihnen bestellten

Werke geschenkweise überließen, sowie die von der Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur empfangenen Schenkungen.

Der Bücherbestand stieg nach Eingang aller Lieferungen auf rund 15 000 Bände. Das Verhältnis der unterhaltenden Werke zu den wissenschaftlichen oder doch volkstümlich belehrenden war 1 : 5. Die Verarbeitung dieses Materials ging bei dem zeitweilig völligen Mangel an geschultem Personal nur langsam von statten und stellte die Geduld aller interessierten Kreise auf eine harte Probe. Es gelang erst nach vielen Mühen der Personalfrage Herr zu werden; leider war das erst so spät möglich, daß die notwendigen Katalogisierungsarbeiten auch heute noch nicht zum Abschluß gebracht sind. Indessen glückte es doch, wenigstens die Leseräume zum angesuchten Termin, 1. Oktober, dem öffentlichen Besuch zugänglich zu machen. Hier stehen eine Handbibliothek von 300 Bänden — mit wechselnder Ausstellung der Neuerwerbungen — sowie 30 Zeitschriften und 35 Zeitungen zur Verfügung der Besucher. Der Ausleihbetrieb wurde am 1. Dezember aufgenommen. Der gleich zu Anfang sehr rege und dauernd anwachsende Besuch beweist die richtige Einschätzung des geistigen Bedürfnisses, dem die Bücherei zu dienen hat, und nicht weniger das warme Verlangen nach Erhaltung der alten memelländischen Heimatkultur bei den Lefern aus Stadt und Land, die ihre Interessen in weitherziger und wohlwollender Weise hier gewahrt fanden.

Die Bücherei stellt einen neuen Faktor im Bildungsleben der Stadt dar. Der Mangel jeder Anknüpfungsmöglichkeit, das Fehlen jeder bibliotheksmäßigen Überlieferung macht es erklärlieh, daß ihre Einrichtung gelegentlicher Skepsis begegnet ist. Der starke Zuspruch aus allen Bevölkerungskreisen und die überwiegend hohen Ausleihziffern indessen sind geeignet, alle etwa noch bestehenden Bedenken zu zerstreuen. Gewiß ist es für den Haushaltsplan einer kleinen Stadt eine starke Belastung, ohne nennenswerte Hilfe von anderer Seite die erheblichen Kosten für eine moderne Bücherei aufzubringen. Allein wer heute Volksbildung fördern will, die richtig verstanden kein leeres Schlagwort, sondern eine der zukunftsreichsten Angelegenheiten des geistigen Lebens ist, muß den Mut zu einer Schöpfung haben, die wirklich ertragreiche Arbeit leisten kann. Das allein vermag ihr Lebensrecht zu erweisen. Eine Anstalt, die keinen ausreichenden Bildungsstoff vermitteln und infolgedessen den geistigen Bedürfnissen nicht gerecht werden kann, die überall nur Wünsche weckt, statt sie zu befriedigen, und durch solche Kargheit in der Erfüllung nur verärgerte Enttäuschung stattseitlicher Freunde schafft, ist zu frühzeitigem Verderben verurteilt und rechtfertigt die Anspannung finanzieller Kräfte nicht. Ein Kapital jedoch, das im Dienste ernster Kulturarbeit Zinsen trägt, die als geistige und seelische Bereicherung auch den kommenden Geschlechtern noch zugute kommen, ist nie vergendet.

Der Stadt Memel kann nicht genug gedankt werden, daß sie sich zu ihrer Bücherei entschlossen

haf, die in einem an Bildungsmöglichkeiten so armen, vom Strom der großen Kulturrentwicklung so abgelegenen Landstrich, wie es das Memelgebiet ist, einen unentbehrlichen Kulturwert bedeutet. Innerhalb der Stadtverwaltung war man sich im klaren darüber, daß der Stadt Memel, die — wie treffend gesagt worden war — aus einer kleinen Stadt eines großen Landes zur großen Stadt eines kleinen Landes geworden war, aus der Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse auch neue kulturelle Verpflichtungen erwachsen waren. Nicht zuletzt mußten diese darin erblickt werden, durch ehrliche Kulturarbeit zur Überbrückung der nationalen Gegensätze innerhalb der Bevölkerung des Gebietes beizutragen. Mehr als sechs Jahrhunderte waren im Memelgebiet Litauer und Deutsche durch die gleiche Kulturrentwicklung gegangen. Die gemeinschaftsbildende Kraft einer hohen Kultur hat sich in diesem engen Zusammenleben sogenleich genug erwiesen. Es war eine Ehrenpflicht, eine Anstalt zu schaffen, die zur Wahrung und Mehrung des überkommenen heimischen Kulturerbes wie keine andere berufen ist. Wenn heute immer mehr die Erziehung zu einer wahren Volksgemeinschaft auf dem Boden einer gemeinsam durchlebten Kultureinheit als die entscheidende Aufgabe aller Volksbildungssarbeit erkannt wird, so muß das Wirkungsfeld der Memeler Bücherei hierfür als außerordentlich günstig und dankbar bezeichnet werden. Über alle politischen und völkischen Gegensätze hinaus, wie sie sich aus den eigenartig komplizierten Verhältnissen des Gebietes ergeben, vermag sie versöhnend und verständigend zu wirken.

Memeler Theaterbrief

Von Gottfried Kampf

Theaterdämmerung! Überall kriselt es. Ein Theater nach dem andern muß seine Pforten schließen. Und wo noch gespielt wird, herrschen Zersetzung und — das Gemeine. Zerfallsymptome überall! Da fragt man sich unwillkürlich: lohnt es sich überhaupt noch, über das Theater von heute zu schreiben? Nun, ich glaube, daß unsre deutschen Bühnen im Osten immerhin noch gewisse Aufgaben im Sinne der alten Kultur zu erfüllen haben. Aus dem Zerfall unseres heutigen Theaters und Dramas wird sich ein neuer Edelkern herauschälen: das neue Volksdrama (im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes) und die neue Volksbühne mit völkisch-religiösem Festspielcharakter. Und da dürfen vielleicht unsre Bühnen im Osten als Brücke und verbindendes Mitglied zwischen einer alten absterbenden und einer neuen aufsteigenden Kultur sich in ihrer alten Form und Gestalt noch am längsten behaupten. Vielleicht kann hier noch „Theater gespielt“ werden, während das in den meisten größeren und kleineren Städten Deutschlands schon nicht mehr der Fall sein wird. Nur in dieser Zuversicht gebe ich meinen heutigen Theaterbrief.

Memel und das Memeler Land ist heute als äußerster Osspeiler deutscher Kultur zu erhöhter

Bedeutung gelangt. Während es früher nur mehr als kleine Provinzstadt galt wie andere, ist es jetzt Landeshauptstadt und als solche, wenn auch zurzeit vom Deutschen Reiche und Mutterlande abgetrennt, eine der stärksten Städte des Deutschkums im Osten. In richtiger Erkenntnis und Würdigung dieser Tatsache hat denn auch die Stadt Memel nicht gezögert, ihren alten Musentempel unter der neuen Leitung von Heinrich Albers in Eigenregie zu übernehmen. Das städtische Schauspielhaus in Memel ist zurzeit, nachdem das alte deutsche Stadttheater in Riga durch die Letten beschlagnahmt worden, die äußerste Bühne des Ostens, die noch der deutschen Theaterkultur und damit dem Deutschkum dienen kann. Stadt und Leiter haben die Zeichen der Zeit verstanden und nicht verfehlt, die Konsequenzen daraus zu ziehen: Das Theater ist seines alten Privatunternehmeharakters entkleidet, und zugleich ist die Operette völlig ausgeschaltet.

Jeder Erfahrene weiß, welch schweren Stand heute ein Theaterleiter hat, der ein überwiegend der Operette verfallenes Theater und Publikum unter völligem Ausschluss der ersten wiederheben und fördern und zu einer Kulturstätte machen will. Ein solcher Versuch kann nur gelingen, wenn Stadt und Theater über genügende Mittel und Kräfte verfügen, und selbst dann bleibt er in dieser kritischen, katastrophalen Zeit immer noch ein großes Wagnis. Denn nichts ist schwerer, als gegen den verrohten oder verflachten Geschmack des Publikums anzukämpfen, und der ist heute, im Zeichen des großen Allgemeinverfalls, ziemlich überall derselbe: Operette, Tinglefangel, Kitsch, schwule Erotik, ein bisschen moralisch verbrämt, — Schnuhs, Gemeinheit — Dinge, die nur zu geeignet sind, die letzten schwachen Reste sittlichen Empfindens vollends zu untergraben.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, kann man es ernsten und tieferblickenden Menschen heute noch kaum verdenken, daß sie sich längst entwöhnt haben, die Schaubühne, die schon nach Schiller eine „moralische Unstalt“ sein sollte, überhaupt noch ernst zu nehmen, und ihr entschlossen den Rücken gewandt haben. Um so mehr aber muß man es anerkennen, wenn sich da noch eine Stadt und Bühne findet, die es auf sich nimmt, gegen auch zunächst nur in gewissen Anläufen, gegen den herrschenden „Zeitgeist“ anzukämpfen. Man darf heute schon sagen, daß dieser Versuch und dieses Wagnis in Memel gelungen ist. Was diese kleine Bühne im äußersten Ostszipfel Deutschlands leistet, und wie an ihr unter der neuen Leitung von Direktor Albers, unter Anspannung aller Kräfte, gearbeitet wird, davon dürfte gegenwärtig im abgegrenzten deutschen Mutterlande kaum jemand eine Ahnung haben. Es dürfte überhaupt zurzeit wenig Bühnen geben, an denen mit solch immensem Fleiß und solcher Ausdauer „gearbeitet“ wird wie hier. Die neue Direktion hat sich offenbar von dem Grundsatz leiten lassen, der fürs erste wohl der einzige richtige war: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Galt es doch in erster Linie, wieder ein festes Stammpublikum ins Theater

zu ziehen — und das ohne Zugeständnisse an den eingerissenen Operetten- und Tinglefangel-Sinn der Bevölkerung. Aber neben dieser — zunächst durch die Verhältnisse gebotenen — Quantitätsarbeit ist doch auch viel Qualitätsarbeit geleistet worden. Es hat Aufführungen gegeben, die sogar erheblich über dem Durchschnitt der Provinzbiühnen standen und wie sie vielleicht überhaupt in diesem Maße in Memel noch nicht erlebt worden sind, was doppelt anzuerkennen ist, wenn man die Beschränktheit der Verhältnisse in Erwägung zieht, die jegliche Neuanfangungen vorderhand ausschlossen. Mit an der Spitze stehen hier die Aufführungen von „Faust“ und der Wallenstein-Trilogie. Ein erfreuliches Zeichen ist, daß gerade die Klassiker sich des stärksten Besuches erfreuen, während die moderne Literatur, mit Ausnahme der erotischen, weniger einschlägt.

Selbst mit modernen Lustspielen und Schwänken ist hier nicht viel zu „machen“. Hier scheint sich doch der gute Kern der Ostpreußen bemerkbar zu machen, der sich hinter der gewissen angeborenen Schwerfälligkeit verbirgt, wenn er auch der allgemeinen Operettenneige nicht zu widerstehen vermochte. Man zieht eben die schwere gute Kost unserer Klassiker entschieden den zweifelhaften und indifferenzen Erzeugnissen unserer Übergangszeit vor. Wenn es schon obne Musik sein soll, dann ist der Ostpreuße auch für die gemachte, erkünftige Lustigkeit unserer modernen Schwankfabrikation nicht gerade zu erwärmen. Mit Musik nimmt er aber — merkwürdigerweise — auch den ärgsten Geistesfloh in Kauf. Zeichen der Zeit!

Weniger aber als ein gutes Zeichen möchte ich es ansprechen, daß von den Modernen und Hypermodernen insbesondere Wedekind auch bei den Memelern den stärksten Zuspruch gefunden hat. „Frühlings Erwachen“, „Erdgeist“, „Musik“ zählen hier zu den meist besuchten Vorstellungen, und die Presse schreibt förmlich nach dem Bordellstück „Die Bühne der Pandora“, das in vielen kleineren Städten förmliche Skandale erregt hat. Direktor Albers ließ es aber erfreulicherweise bei den drei erstgenannten bewenden. Es macht sich eben auch in dieser Hinsicht der Zug der Zeit bemerkbar. Man mag über Wedekind denken, wie man will, ich finde — bei allem Verständnis seiner analytischen Vorzüge — nichts Aufzubauendes an ihm. Seine dürfstigen moralischen Anwendungen erstickt zumeist in der Hochflut des Gemeinen und in dem Schnuhs, den er aufwühlt. Wer Wedekind lesen will, der mag es tun, aber auf die Bühne gehört er heute noch weniger als zur Zeit unserer „seligen“ Zensur, mit der er ständig in Fehde lag. Der Lasterhafte und Kranke wird dadurch nicht gesund, daß man ihm seine Krankheit und sein Laster recht anschaulich bis ins einzelne vor die Seele malt und vor Augen führt, er wird höchstens noch verstärkt in ihm. Oder aber, wer so schamlos enthüllen und niederreichen will, der muß auf der andern Seite doch auch zugleich die Kraft eines neuen und besseren Wiederaufbaus in die Wagschale werfen können. Und wo wäre diese

bei Wedekind zu finden?! Wedekinds Dramen auf der Bühne sind Pferdekuren, die, auf Menschen angewandt, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreichen: Die Menge von heute sieht nur den Schnuhr und wälzt sich mit geilem Behagen darin. Aber er ist Mode geworden, und das macht sich bemerkbar bis in das kleinste Provinznetz. Aber wenn Zersetzung und negative Kräfte ihr Werk getan, wird es Zeit, daß aufbauende Elemente wieder in ihre Rechte treten. Und mir scheint, daß diese Zeit bereits gekommen ist, und daß unserm Volke heute nichts dringender not tut als Weckung und Stärkung der aufbauenden Elemente und Kräfte. Ich unterschäze dabei keineswegs die notwendige Vorarbeit, die durch die zerstörenden, analytisch-negativen Elemente erfolgt: Das faule morische Alte muß erst völlig schwinden, wenn sich ein besseres Neues entwickeln soll. Aber ich glaube doch zur Ehre des Deutschstums und des guten Kernes in unserem Volke annehmen zu dürfen, daß es nicht in den negativen Elementen der Zersetzung und Zerstörung stecken bleiben wird. Die zum Deutschbewußtsein Erwachten, Aufstiegsgläubigen und -mutigen unter uns sollten hier mit gutem Beispiel vorangehen, auch unter den Theaterleitern! Oder gibt es unter diesen, wie vielfach behauptet wird, keine deutschbewußten Männer mehr? Ich habe das Zutrauen, daß sich mit der Zeit auch hier einige Schriftsteller finden werden, die den Mut, die nötige Einsicht und Kraft haben, unsere moderne Zersetzungsliteratur allmählich durch eine zielbewußte Pflege deutschvölkischer aufbauender Kunst im neuen Geist zu ergänzen und völlig auszuschaffen. Dichter dieser Gattung sind schon da, nur die Bühnenleiter fehlen uns noch. Wenn irgendwo, dann erwächst heute unseren Bühnen in den besetzten Gebieten die heilige Pflicht, in erster Linie gute deutsche Kunst aufbauenden Charakters zu pflegen und damit zu ihrem Teil beizutragen zur Erhaltung und Festigung des Deutschstums. Es ist weiß Gott! nicht damit getan, daß die Bühnen eben noch in deutscher Sprache spielen und wirken können. Vor allem muß ein guter deutscher Geist sie besetzen, und dieser weiß Kirsch, Schund und Herabziehendes fernzuhalten, dafür aber weckt er die guten aufbauenden Kräfte. Das Beste unserer klassischen und zeitgenössischen völkischen Literatur ist heute gerade gut genug für unsere besetzten Gebiete und abgetrennten Landesteile, wo noch die deutsche Zunge herrscht.

Allerdings muß hierbei alles getan werden, ein neues geläutertes und vertieftes Deutschstum und Deutschbewußtsein hochzuzüchten und zu pflegen. Und dabei sollten keinerlei Anleihen mehr in der Auslandsliteratur gemacht werden. Wir sind heute auf uns allein gestellt, so wollen wir es denn auch sein, und zwar voll und ganz. Das über uns verhängte schwerste Schicksal wollen wir mit starkem Geist in die Hand nehmen wie ein Selbstgewähltes und Selbstgeschaffenes. Nur so können wir seiner Herr werden und über es hinauswachsen. Zudem sind wir reich genug (reicher als irgend ein anderes Volk), unsern Bedarf an geistiger Nahrung aus Eigenem zu

decken. Hier kann uns keine Aushungerungstaktik erdroßen, hier gewinnen wir nur, je stärker der Druck von außen wird. Jeder Theaterleiter in den besetzten Gebieten sollte es sich zum Grundsatz machen und seinen Ehrgeiz darein sehen, heute — unter Ausschluß aller Geisteserzeugnisse des feindlichen Auslandes — nur noch gut deutsche Literatur zu pflegen. Ich meine, mit der nötigen Umsicht, mit Geschick und Klugheit läßt sich das schon durchführen, ohne irgend eine aggressive Spize gegen die feindlichen Besetzungen hervorzukehren. Echtes Deutschstum ist ja doch etwas wesentlich anderes als Säbelrasseln und Hurrapatriotismus. Echtes Deutschstum ist höhere Menschlichkeit, die aus eigener Kraft, von innen heraus leuchtet, ist ein unentwegtes Ringen um Recht und Wahrheit, die höchsten Güter der Menschheit. Aber dieses echte Deutschstum kann nur im Reinvölkischen wurzeln und nicht mehr mit sluktuierendem Misstrafsteninstinkt in verschwommenem Internationalismus seine Ziele suchen. Darum fort auch mit dem internationalen Programm unserer heutigen Bühnen! Jedes Volk, und das deutsche voran, hat sich erst rein aus sich selbst zu erneuern, ehe an Verwirklichung des hohen und fernen Ideals der Welt- und Völkerverbrüderung gedacht werden kann.

Direktor Albers hat in Memel mit seiner starken Pflege der deutschen Klassiker schon viel gefan (hoffentlich bringt er uns im nächsten Jahr auch das deutschste aller deutschen Dramen, Goethes herrlichen „Götz“!), dafür müssen wir ihm dankbar sein. Hoffen wir, daß er, wenn erst eine höhere Ruhe, Zielsicherheit und Stätigkeit in das Arbeitsprogramm gekommen sein wird, sich ganz auf sich selbst befinnt und auch von unfern zeitgenössischen Dichtern weniger die Allerweltsvertreter der Sentation und Mode, als vielmehr jene zu Worte kommen läßt, die dem Völkischen und Aufbauenden dienen. Das Deutschstum schwankt, da verpflichtet uns doppelt das hohe Vermächtnis des größten Deutschen der Vergangenheit:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestigt mit dauernden Gedanken!“

Memeler Musikleben

Von Alexander Johow,
Königlicher Musikdirektor und Kantor

Es dürfte im allgemeinen wenig bekannt sein, daß Memel als Wiege des deutschen Männergesanges, oder richtiger der Pflege deutschen Männergesanges gelten kann. Als nämlich im Jahre 1807 König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Aufenthalte in Memel den mehrstimmigen Gesang russischer Soldaten im nahebeigelegenen Tauerlanken hörte, gewann er daran so großes Wohlgefallen, daß er den Komponisten Zelter in Berlin, den Freund Goethes, beauftragte, eine Männergesangsvereinigung zu gründen. Dieser Anregung verdankte die erste „Liedertafel“ ihr Entstehen, und als eine der ersten Städte Preußens folgte auch Memel mit dem Inslebenrufen solch einer Männergesangsvereinigung.

Die Memeler Liederfests feiert im nächsten Jahre ihr fünfundfzigjähriges Bestehen. Intelligente Sänger mit gutem Stimmmaterial, unfer sachgemäher Leitung bewährter Dirigenten waren von jeher Vorfürze dieser Sangesvereinigung, die sich nicht nur in der Stadt und Umgegend, sondern auch auf allen Sängersfesten der Provinz mit ihren Sangesleistungen Anerkennung zu erringen vermochte. Das gleiche Ziel mit gleichem Erfolge verfolgt seit fast dreißig Jahren eine zweite Männerchorvereinigung, der „Verein der Liederfreunde“, und seit Jahresfrist ist auch ein Arbeitergesangverein mit gutem Gelingen dabei, an der Pflege des Volksgesanges und zur Ausbreitung derselben in weiteste Kreise mitzuholzen.

Nicht minder rege wurde der gemischchorige Gesang gepflegt. Lange Jahre hindurch hatte eine durch den praktischen Arzt Dr. Ernst gegründete Chorvereinigung sich dieses Kunstgebiets angenommen, und seit etwa dreißig Jahren bewirken der St. Johannis-Kirchenchor und der Oratorienverein in regelmäßiger Folge Aufführungen geistlicher und weltlicher Chorwerke. Neben den geistlichen Volkskonzerten, die in der St. Johannis Kirche seit dreißig Jahren feststehende Einrichtung geworden sind, die vielen hunderften von Zuhörern Genuss und Erbauung zu bieten pflegen, haben sich die klassischen Oratoriennaufführungen einen großen Zuhörerkreis gesichert, dessen sie um so mehr bedürften, als die Schwierigkeiten der Ermöglichung derartiger Veranstaltungen in Memel keineswegs unerheblich sind. Reichte einerseits die Anzahl der ortsfähigen Orchestermusiker zur Begleitung größerer Choraufführungen nicht aus, sodass meistens Aushilfe aus der Nachbarstadt Tilsit hinzugezogen werden mußte, so ließ andererseits bei der Abgelegenheit Memels die Bahnverbindung oftmals zu wünschen übrig und stellte durch verzögertes Eintreffen auswärtiger mitwirkender Solisten leicht solch eine Aufführung in Frage. Trotz alledem sind die Chorwerke klassischer und moderner Komponisten fast vollständig und in durchaus würdiger Ausgestaltung zur Aufführung gebracht worden. Eine wesentliche Anregung hierzu boten auch die sogenannten „Litauischen Musikfeste“, d. h. Musikfeste, die in den Städten Memel, Tilsit, Insterburg und Gumbinnen abwechselnd alle drei Jahre abgehalten wurden. Kamen hierbei hervorragende Chor- und Orchesterwerke in großer Besetzung und mit namhaften Solokräften zur Aufführung, so bildete auch der Zusammenschluß der Vereine gleichzeitig Gelegenheit zu gemeinsamer Ausgestaltung der zahlreichen, im Laufe des Winters abgehaltenen Künstlerkonzerte. Da hierdurch den Künstlern die Reiseschwierigkeiten gemildert und die Reiseunkosten verringert wurden, gelang es im Anschluß an die Königsberger Engagements die allerersten Sanges- und Instrumentalkünstler auch nach Memel zu führen.

Dem zu voller Blüte entwickelten Musikleben bereitete der Kriegsausbruch ein jähes Ende. Alle Vereinsveranstaltungen galten nur noch der Wohlfahrtspflege, und zumeist waren es Kirchenkonzerte, die hierfür Mittel aufzubringen halfen.

Zwei hervorragende Musikveranstaltungen sind dadurch Memel leider verlorengegangen: Sowohl das nächste Litauische wie auch das Provinzial-Bundessängersfest sollten in dieser Stadt gefeiert werden. Nun ist das schöne Band zerriissen und neue Wege müssen gesucht werden, einen Erfolg für das Verlorene zu beschaffen. Die Aussichten hierzu sind aber keineswegs hoffnunglos. Der letzte Winter brachte bereits ein bemerkenswertes Aufblühen. Die Künstlerkonzerte mit Sigrid Hoffmann-Onegin, Emmi Leisner, Ida Kwaat-Hodap, dem Berliner Vokalalterzett, dem Klinglerquartett und anderen, erfreuten sich zahlreichen Besuches und die „Elias“-Aufführung des Oratorienvereins mit Käte Navoth-Neugebauer, Flory Perl-Mückenberger, Kammersänger Bolz und Paul Seebach als Solisten, war ebenso wie die Brahms-Aufführung (Tragische Ouverture, Vier ernste Gesänge, Ein deutsches Requiem) glanzvolle Veranstaltungen, die einen vielversprechenden Ansang bedeuteten. Die Männergesangvereine erhalten andauernd erfreulichen Stimmenzuwachs und weitefern miteinander im Herausbringen gediegener Chorleistungen. Ein neues wesentliches Moment aber zur Förderung des Musiklebens bildet der Beschluß der Stadtverordneten, durch einen namhaften Jahreszuschuß den Bestand einer guten vollbesetzten Orchesterkapelle zu sichern. Da auch die fehlenden Orgelpfeifen der prächtigen dreimanualigen Orgel der St. Johannis Kirche demnächst wieder ergänzt werden sollen und es zu hoffen ist, daß bei besserer Kohlenbelieferung auch die Heizung und Beleuchtung der Kirche im nächsten Winter wieder voll in Betrieb gesetzt werden kann, ist auch die Möglichkeit vorhanden, der Kirchenmusik wiederum zu ihrem Recht zu verhelfen.

Als Merkmal für die eifrige Pflege der Musik kann auch die große Zahl der durchweg vollbeschäftigten Musikunternahmen gelten. Sowohl Vokal- wie Instrumentalsolisten haben sich einen großen Schülerkreis erworben und beweisen zugleich in vielfachen Konzertaufführungen privater und öffentlicher Art ein schähenwertes Können.

So erfreulich demnach die Zukunftsaussichten bei gleichmäßiger, ruhiger Weiterentwicklung der politischen und geschäftlichen Lage auch sind, so bang lastet doch auf allen Veranstaltungen die Befürchtung wegen des ungewissen Schicksals des Memelgebiets. Das eine möge hier als Abschluß dieses Berichtes nicht unerwähnt bleiben, daß die zurzeit das Memelgebiet verwaltenden französischen Behörden den musikalischen Veranstaltungen gegenüber nicht nur ein reges Interesse bewiesen, sondern auch durch Pauschalleichterungen beim Grenzübergang weitgehendes Entgegenkommen gezeigt haben.

Goethe-Bund Memel

Im Februar dieses Jahres traten Studienrat Hommer und Stadtbibliothekar Dr. Kemp mit der Anregung an die geistig interessiertesten Kreise Memels, zur Förderung des kulturellen Lebens der Stadt die Errichtung eines Goethe-Bundes in die Wege zu leiten.

Die Voraussetzungen, von denen dabei ausgegangen wurde, waren folgende.

Der moderne Mensch sieht sich einer überwältigenden Fülle von Einzelprägungen des Kulturstoffes gegenüber, deren Einwirkung er die Grundlage seiner geistigen Existenz verdankt. Er kann den Sinn seiner Zeit nicht mehr erfassen, wenn er ihn nur von einer Seite her zu begreifen sucht. Er muß, um der Bedingungen seines Seins inne werden und dadurch zu einer bewußten Formung seiner Persönlichkeit gelangen zu können, den kollektiven Gehalt in der als Kultur wirkenden Summe der Ideenkräfte als gestaltenden Bildungswert zu erkennen suchen, wenn er über ein dürres Spezialistentum hinausgelangen, wenn er aus der Enge der Einzelerscheinung in die Weite des Zeitgeistes schreiten will.

Bildung nennen wir die schöpferische Auseinanderzehrung des Individuums mit den lebendigen Mächten des Kulturganzen, die sich in der Literatur so gut offenbaren, wie in der Kunst, der Technik, der Naturwissenschaft, dem tätigen Leben, der Philosophie. Bildung kann jedoch nur dann wahrhaft produktiv werden, wenn sie aus dem Zustand der selbstgenugsmäßen geistig-geistlichen Eigenpflege hinausgelangt, um zu einer fruchtbaren Einordnung in den sozialen Körper zu führen, dem der Einzelne untrennbar angehört. „Denn wir alle sind kollektive Wesen, wir mögen uns stellen wie wir wollen. Wie wenig haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen. Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind.“ Der Einzelne kann an dem kulturellen Gemeinbesitz nur teilhaben, er kann ihn nicht auf sich beschränken. So geht der Weg von der Erkenntnis des Kulturzusammenhangs durch den Einzelnen zur Anerkennung der Kulturgemeinschaft und von ihr zum Bewußtsein auch der Volksgemeinschaft.

In diesem Sinne einer Weckung und Festigung des Willens zur Volksgemeinschaft wirken Theater und Bücherei. In diesem Sinne soll auch die Vortragsgemeinde wirken, als lebendiger Organismus verstanden nicht als Zufallsprodukt, ein Zweckverband gewissermaßen, wie sie ein seichter Kulturdilettantismus bestensfalls zu bilden vermag. Denn eine Volksgemeinschaft ist ein blütenfüllter, lebenswarmer Körper, kein totes Rechenergempel; sie ist mehr als eine gleichgültige Summe von Individuen, die unter sich wieder ohne höhere Gesetzmäßigkeit in Stände und Klassen geordnet sind. Im Reiche der Bildung gibt es keine soziale Abstufung, entscheidend ist hier allein die Ehrlichkeit des Willens zum Weiterkommen auf geistigem Gebiet.

Für Memel sollte die Vortragsgemeinde im Goethe-Bund verwirklicht werden.

Der Name Goethes wurde für die Vereinigung gewählt, weil die Weite der Kulturerkenntnis, in die sie führen wollte, kein reicheres und bedeutungsvollereres Symbol kennt als den Namen des Genius, der ihren vollen Gehalt in universeller Beherrschung umschließt. Daz allerdings

die Bezeichnung „Goethe-Bund“ hier einen Sinn erhält, der von dem sonst gebrauchten abweicht, ist nicht zu übersehen. Der Memeler Goethe-Bund soll nicht aus einem Protest herauswachsen; er knüpft an eine schon bestehende Organisationsform nur äußerlich an. Seine Entstehung soll er einem Erziehungsideal verdanken, nicht Kritik zu üben, sondern aufzubauen zu helfen soll seine Aufgabe sein. Seine Tendenz ist auf schöpferische Geistigkeit gerichtet, die die Entwicklung zu einem höher gerichteten Menschenum zu pflegen trachtet. Der Goethe-Bund sucht diesen Zweck zu erreichen durch Abhaltung von öffentlichen Vorträgen über Stoffe aus allen Gebieten des Geisteslebens, für die in erster Linie auswärtige Redner von führender Bedeutung herangezogen werden, durch Veranstaltung von Dichterabenden und Aufführung von literarisch wertvollen Bühnenwerken im hiesigen Städtischen Schauspielhause. Da in Memel mehr als anderswo alles geistige Leben infolge der entlegenen Lage der Stadt abseits vom Laufe der großen Kulturstromungen verkümmert und verödet war, muß zunächst eine wichtige Vorarbeit geleistet werden, die ihr Ziel darin sieht, allenfalls Interesse und Verständnis für geistige Fragen wieder zu heben. Dieser Arbeit unterziehen sich einheimische Redner, die vor einem größeren Zuhörerkreise schwierige Vortragsthemen vorbereiten und in Arbeitsgemeinschaften einem kleineren Kreise von Teilnehmern, die der gleichen Bildungsstufe angehören, Probleme, die besonderer Erläuterung bedürfen, auf elementare Weise nahebringen. Diese Einführungsstunden versprechen besonders deshalb sehr fruchtbringend zu sein, weil in ihnen Gelegenheit gegeben ist, den einzelnen Teilnehmer auf das Büchermaterial der Stadtbücherei hinzuweisen, wodurch eine selbständige Weiterarbeit ermöglicht werden kann.

Eine politische oder konfessionelle Tendenz soll bei allen Veranstaltungen ausgeschlossen werden.

In den beiden Gründungsversammlungen wurde das Programm des Bundes mit warmem Beifall begrüßt. Es war offenkundig, daß die Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen war; ein geistiges Bedürfnis brauchte nicht erst künstlich geweckt zu werden, es war in weitgehendem Maße vorhanden, und der Augenblick, ihm durch die Schaffung einer nach allen Richtungen leistungsfähigen Mittelfstelle Erfüllung zu geben, war richtig gewählt.

Ende Februar wurde der Goethe-Bund Memel gegründet. Er zählt heute gegen 300 Mitglieder; von Vereinen, denen sahngemäß der Beitritt korporativ möglich war, schlossen sich bisher der Arbeitsgesangverein und die Literarische Gesellschaft an. Mit weiteren Vereinen sind Verhandlungen im Gange, sodaß zu hoffen ist, daß im örtlichen Bildungswesen eine der Erreichung des gemeinsamen Kulturideals aufs beste dienende Einheit erreicht wird.

Unter großem Aufpruch der Öffentlichkeit fand am 11. März der erste Vortrag statt; der Königsberger Privatdozent Dr. Ebert sprach über „Alter und Ursprung des Menschengeschlechtes“. Am 13. März folgte ein Vortrag des Generalsuperinten-

denken Dr. Gennrich aus Königsberg über „Rudolf Steiners Anthroposophie“. Außerordentlich stark besucht war der erste Autorenabend, an dem Walter von Molo aus eigenen Werken las. Mit dieser Veranstaltung durfte das Bestehen des Goethe-Bundes als gesichert gelten. Der warme, von Herzen gehende Beifall, den der gesierte Dichter fand, ließ keinen Zweifel daran, daß die Absicht, im Goethe-Bund eine ideelle Gemeinde zu bilden, voll erreicht war. Der schöne Abend gewährte das seltene Glück eines tief innerlichen Zusammenklanges zwischen dem Dichter und seiner Gemeinde, die in seinem Wort kostbarsten geistigen Gemeinbesitz verklärte fand. Ein Vortrag „Goethe und Beethoven“ des Dr. Hirschberg-Berlin trug den musikalischen Wünschen Rechnung. Ein Bericht einer Memelerin, Frau E. Kalfenbach-Opliwe, über ihre Reise durch „Buchara und das Pamirhochland“ führte über die Grenzen der Heimat hinaus. Mit ihm mußte mit Rücksicht auf die vorge schriftene Jahreszeit die erste Vortragstreie beschlossen werden.

Für die nächsten Veranstaltungen, die im September wieder aufgenommen werden sollen, hat sich der Goethe-Bund eine treue Gefolgschaft gesichert. Das geistige Leben Memels hat durch ihn eine erfreuliche, und wie zu hoffen ist, dauernde Bereicherung erfahren. Neben das Theater, das in seiner neuen Form wieder seiner wahren Kulturaufgabe zugeführt ist, neben die Stadtbücherei, die sich in einer in Memel bisher nicht gekannten Weise der bildungspfleglichen Förderung des Einzelnen annimmt, neben die alten der Pflege der Musik dienenden Vereine stellt sich der Goethe-Bund als ein vollwertiger Mittler einer ausgereiften Kultur. *K.*

Bronzfunde im Memelgebiet

Beim Ackern auf einem Felde bei Clauspußen, halbwegs Kollaten und Deutsch-Crotingen, ist ein dortiger Besitzer dem „Memeler Dampfboot“ zufolge aus noch ziemlich gut erhaltenen Gräber gestoßen, die, nach den darin gefundenen Schmuckgegenständen und ihrer Beschaffenheit zu urteilen, aus der älteren und jüngeren Bronzezeit stammen. Einige der Gräber bildeten eine richtige Steinöhle. Die untere Steinöschicht ist un bearbeitet, während die deckende Steinöschicht eine fadellose glatte Bearbeitung aufweist. Die Tiefe der Gräber beträgt einen halben bis einen Meter. In ihnen befanden sich noch ganze Skelette, die aber nach der leisesten Berührung zusammenfielen. An den Arkmknochen befanden sich Artringe von Bronze, die eine künstlerische Gravierarbeit aufweisen. Die Fingerknochen trugen bronzen Ringe. Außerdem befanden sich in den Gräbern Fibeln (Gewandnadeln), Armppiralen und Lanzenspitzen von Bronze, sowie durchlochte Bernsteinkugeln und eine Pferdetrense. An einer anderen Stelle befanden sich zwei etwa 10 Quadratmeter große Stellen, deren verkohlter Zustand auf Leichenverbrennungen schließen läßt. Der Besitzer hat in der Nähe auch Urnen gefunden.

Ein Memelland-Roman

Von Willibald Mankowski, Danzig.
Von den Heimatromanen, die mir in den letzten Jahren unter die Augen kamen, scheint mir diesen Ehrentitel keiner mehr zu verdienen als diese Bauerngeschichte aus dem Memelland. Sollte „Die Sendung des Rohrmörs“ (H. Haessel, Verlag, Leipzig) Elisabeth Brönners erstes Buch sein — was indes kaum anzunehmen ist — so haben wir in ihr künstlich eine Heimatschriftstellerin von Wuchs zu sehen.

„Die Sendung des Rohrmörs“ ist der Kampf um die Heimathölle, und dieser Bauer aus Karlshagen, der sich seinen Hof mit jedem Tropfen Schweiß, jeder sorgendurchwachten Nacht und jeder Träne zehnfach erkämpfen muß, ist der Vertreter des ostdeutschen Kleinbauern überhaupt. Friedrich Rohrmoser verfaßt seinen kleinen Hof in der fruchtbarsten Ragniter Ecke mit einem weit größeren, hart an der russischen Grenze im Memel-Juravertel. Furchtbar zeigt ihm das Schicksal die Faust: Zweimal legt ein verbrecherischer Nachbar Feuer an den unver sicherten Hof, vier kleine Kinder holt ihm der Tod in einer Nacht. Immer wieder und wieder droht Vernichtung und Untergang, doch mit zäher Kraft fängt Rohrmoser von vorne an und erst in der Abendröte seines Lebens winkt ihm der Segen und Lohn seiner Arbeit. Im Gegensatz zu dem alten Rohrmoser wird in seinen Kindern und deren Altersgenossen die junge Generation des ländlichen Ostpreußen gezeichnet, und diese prächtige, lebend durchblutete Urte, die es in die Ferne freibt, um sich dort nach der Heimat in Sehnsucht zu verzehren, spricht all das aus, was man als Schicksal des ostdeutschen Gegenwartsmenschen bezeichnen könnte. Ganz meisterlich hat Elisabeth Brönnner auf den knappen Schlüsseilen des Buches dieses tragische Problem gelöst, wiewohl sie es eigentlich nur streift, als könnte rauhe Berührung wehtun. Urte ist früh aus dem Elternhause gegangen, mit dem sie innerlich verwachsen ist, ist Lehrerin geworden, hat in Berlin das akademische Examen gemacht und kehrt dann in die Heimat zurück. Was sie dort aber sieht und erlebt, spricht sie dem geliebten Mann gegenüber aus, hart und nackt. Es ist ihr wie eine erlösende Beichte, aber auch wie eine schwere Anklage zugleich: „Ich fand überhaupt die alte Heimat nicht mehr! Prozenhafte, knallige Häuser haben sie hingebaut und sich die Zimmer mit städtischem, geschmacklosem Plunder vollgestellt. Einen glänzenden Firnis haben sie über ihre Unkultur gestrichen und nun prohen sie mit ihrer Bildung und ihren Fortschritten. Hohl und nüchtern sind sie geworden, spekulative Parvenüs. Sie streben nicht mehr und sind stolz und aufgeblasen in ihrer inneren Rückständigkeit. Wie ein Pfau drehen und bewundern sie sich, seit sie sich einer etwas besseren Lebensführung erfreuen können. Nürnberger Land ist es, was sie eingehemst haben von der Kultur dieser Tage. Wie Nigger, die sich einen Zylinderhut zum Hüstenschurz aufgesetzt haben und sich gleichwertig den Europäern dünken, — so ist ihnen das bisschen aufzere

Vornehmstum Inbegriff alles Erstrebenswerten. Ihre Herzensbildung hat gelitten unter dem, was sie Bildung nennen."

Die solchermaßen Betroffenen mögen es vielleicht schwer empfinden, doch diese Wahrheit, so bitter sie ist, bleibt deshalb doch die Wahrheit, die Wahrheit, die frei macht, weil sie den Weg zur Wandlung zeigt. Den Kern der Sache aber trifft die Verfasserin, wenn sie weiser durch den Mund des Dr. Heidenreich, Urtes künftigen Gatten, sagt: "Wo findet unsere Heimsehnsucht Boden? Unser Herz bangt sich krank nach der Heimat, und es treibt uns fort, wenn wir daheim sind. Und zwischen Heimsehnen und Abgestoßensein zerteilt sich unsere Seele. Wir sind fremd geworden in der Heimat und wir bleiben fremd in der Ferne." Als spräche Elisabeth Brönnner mit diesem Worte letzten Endes den Sinn des ganzen deutschen Leides, so schwer und wuchtend trifft dieser Satz mitten hinein in die schmerzliche Gegenwart der Heimatlosen, die wir hier im Osten schließlich alle werden müssen, wenn uns nicht noch rechtzeitig die Augen aufgehen, und kein Wille ungenügt bleibt zur Rettung untergehender heiligster Güter.

Der Hauptvorzug dieses seltenen Buches ist neben der Schlichtheit der Sprache und der Klarheit der Darstellung, daß aus ihm jener Duft weht, den ich Erdgeruch nennen möchte. Und dieser Duft der Heimatscholle weht so weh, so süß, so berauschend, daß man sich mit dem Buche wie mit einem lieben Freunde fühlt. Elisabeth Brönnner führt jene einfache aber reife sprachliche Form, die mich mehr als einmal an Gustav Freytag oder Paul Heyse erinnerte, von denen sie aber auch rein technisch viel gelernt hat. Alle diese Menschen, die Rohrmosers und Schimtenings, die Schapoks und die verkommenen Mörtings und auf der anderen Seite die Glieder des Feudaladels, die Schmidtsack, Brunshaupt, Werner, Mansfeld, Kalgen, Sandner und wie sie noch heißen, sind mehr als gutgesehene Typen, sind Menschen von Fleisch und Blut, wie sie nur aus einer Künstlerhand hervorgehen konnten, die die Liebe zur Heimat lenkte.

Wenn man einem Buche weiteste Verbreitung wünschen möchte, so diesem. Es sollte in keinem ostdeutschen Hause fehlen und nicht zuletzt wegen seiner hohen ethischen Werte der heranwachsenden grenzdeutschen Jugend ein Führer sein. Memel-land in deiner Bedrängnis, sieh, hier hat eines deiner Kinder dir ein herrliches Denkmal gesetzt! Sei stolz darauf!

Deutscher Heimatbund, Danzig

Von Dr. Carstenn

Da das Jahrsgemäß das Geschäftsjahr mit dem 31. März endet, so wurde die vorgeschriebene Hauptversammlung auf Montag, den 21. März 1921, einberufen. Sie fand abends 7 Uhr in der Aula der Ober-Realschule am Hansaplatz statt. Eingangs zeigte Professor Dr. Terlebki seine wertvollen Lichtbilder „Aus Dan-

zigs Umgegend“. Blicke von den Höhenrändern in die Niederung, auf Danzig und seine Vororte, Weg und Steg, Einzelgehöfte, Waldlandschaften, Seebilder und Hafentreiben zogen am Auge vorüber. Der Vortragende besaß ein hervorragendes Gefühl für die Schwarzweißwirkung der Gegenstände, ohne das man der Kamera keine Stimmungen abzuringen vermöge. Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Regen, Sonnenchein, drohendes Gewitter, alles das hielten die Terlebki'schen Aufnahmen fest. Sie bekamen dadurch Werte, die weit über das Gegenständliche hinaus den Zuschauer packten.

Nach dem Vortrage wurde zunächst der Geschäftsbereich durch den stellvertretenden Vorsitzenden Senator Dr. Strunk eröffnet: Seit der Begründung hat der DHD. danach 3 Ortsgruppen: Neufahrwasser, Zoppot und Berlin, alle mit regem, eigenem Leben. Der Mitgliederbestand wuchs von 127 bei der Gründung auf 938. Die Ausschüsse arbeiten an bestimmten Aufgaben, wie Sammlung von Flurnamen, Naturschutzgesetz, und bereiten die Veranstaltungen des Bundes vor. Über die Geldlage berichtete der Kassierführer Dr. Rickert, der zur weiten Werbung von Mitgliedern, Förderern und Stiftern aufsägte, da so nur der Vorstand ohne Erhöhung der Beiträge seine Tätigkeit fortzuführen vermöchte. Als Jahresbeitrag wurde für Mitglieder der Betrag von 4 Mark festgesetzt, und damit für Förderer 40 Mark.

Die Vorstandswahl ward eingeleitet durch eine Vertrauenskundgebung zu dem bisherigen, vorläufigen Vorstand, dessen Wiederwahl vorgeschlagen und angenommen wurde. Da Herr Penner-Neukirch (Niederung) ausschied, so sah sich der Vorstand folgendermaßen zusammen: Vorsitzende: Geheimerat Professor Dr. Mathaei-Zoppot, Senator Dr. Strunk-Danzig; Schriftführer: Dr. Carstenn-Danzig-Langfuhr, Städtebauminister, Prof. Fischer-Oliva; Kassierführer: Dr. Rickert-Danzig, Dr. Ziegenhagen-Danzig; Beisitzer: Rittergutsbesitzer Halffter-Herrengrebin, Schulvorsteherin Kloß-Danzig, Pfarrer Lemke-Prangenau (Höhe). Dazu treten satzungsgemäß die Führer der drei Ausschüsse: Prof. Klöppel, Prof. Loebner und Dr. Wangerin.

Der Vorstand macht die Mitglieder aufmerksam auf die demnächst im Verlage von Diestweg-Frankfurt a. M. erscheinende Heimatkunde von Westpreußen von Rektor Bödker.

Mit der Hauptversammlung fand das Geschäftsjahr noch nicht seinen Abschluß. In dem schönen Zeughaus am Kohlenmarkt, dem Bauwerk Anton von Obbergens, hatte der erste Abschluß unter Leitung von Prof. Klöppel eine Ausstellung „Altdanziger Bauten“ veranstaltet. Sie war für die Zeit vom 21. März bis 4. April geplant, mußte aber um acht Tage verlängert werden, weil sie so großen Anklang fand. Sie wurde von 1406 Personen besucht. Was die Technische Hochschule auf dem Gebiet der Erforschung der Danziger Kirchen, der weltlichen öffentlichen Gebäude, der Privathäuser und der Landhäuser geleistet hat, war hier in maßstäblichen Aufnahmezeichnungen so zusam-

mengenfach, daß die Entwicklungsreihen erkennbar wurden. Am 28. März und 2. April führte Geheimrat Professor Carsten durch die Ausstellung, die im Herbst voraussichtlich einen Nachfolger für die neuere Zeit erhalten wird.

Ein neuer Heimat-Verlag

Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Aus der neuen Heimatbewegung der letzten Zeit sind nicht nur zusammenfassende Vereine und Zeitschriften entstanden, sondern auch einige Verlage die den Heimatgedanken in den Vordergrund stellen. Wir haben vom ersten Heft an auf die Entwicklung des Verlagswesens in dieser Richtung hingewiesen. Daz sich manche Hoffnungen und Wünsche nicht erfüllt haben, zeigt der Stettiner Norddeutsche Verlag, von dem im ersten Heft die Rede ist. Von anderen Verlagen und Zeitschriften könnten wir Ähnliches berichten.

Aber es sind auch schon erfreuliche Ergebnisse und Wirkungen dieser Bewegung zu verzeichnen. Es ist kein Zweifel, daß uns im Osten ein größerer Heimatverlag fehlt, der sich der verschiedensten Heimatgebiete annimmt. Schon häufiger ist von uns die Danziger Verlagsgesellschaft (Geschäftsleitung Paul Rosenburg und Kurt Siebenfreund) erwähnt worden, die im vergangenen Jahr begründet, einen vielversprechenden Anfang nahm und eine günstige Entwicklung erwarten läßt. In unserem Wechselheft, dessen künstlerische Ausstattung Berthold Hellingsrath übernommen hatte, wird auch über die Hellingsrath-Mappe, fünf Radierungen nach Danziger Motiven, ausführlicher berichtet. Über den Künstler als Danziger Graphiker erfahren wir in der Sonderausgabe „Danzig“ vom Juni 1920 (Heft 3, Seite 120 bis 124 mit einer Reihe von Bildern) durch Richard Fromme.

Es ist ein Verdienst der Danziger Verlagsgesellschaft, Radierungen und farbige Künstlersteinezeichnungen, sowie Vorzugsdrucke mit Unterschrift dieses Heimatkünstlers im besten Sinne zu verbreiten. Der Preis dieser Blätter beträgt je nach Art der Wiedergabe 12 M., 30 M., 40 M. und 50 M. Die Mappe mit fünf Originalradierungen kostet 85 M.

Ein ausgezeichnete Gedanke war die Begründung einer Bücherei unter der Überschrift: „Ostdeutsche Heimatbücher.“ Der erste Band der Ostdeutschen Heimatbücher behandelt in volkstümlicher Darstellung die Geschichte Danzigs. Der Verfasser L. Mahlau sagt in seinem Vorwort, daß er mit diesem Buch keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder wissenschaftlichen Charakter macht, sondern er will dem Bürger und dem wissbegierigen Schüler zeigen, daß Danzig eine deutsche Schöpfung ist. Das Buch führt uns in leicht verständlicher Art in die vielbewegte Geschichte Danzigs, die reich an gleicher Not wie heute, aber auch reich an Seiten des Aufstiegs und der Blüte ist. Das mit dem Herzen geschriebene Buch weist immer wieder auf die durch Jahrhunderte deutsch gebliebene Kultur hin, führt

uns auch in das geistige Leben vergangener Zeiten, zu Handel und Gewerbe, und stellt die neuere Geschichte Danzigs bis zu den Anfängen des Freistaates dar. Die kulturhistorischen Zusammenhänge mit dem Danziger Werder sind von besonderem Wert. Der Band ist in Form und Ausstattung — er enthält eine Karte der Freien Stadt Danzig und sechs Bildtafeln — wahr zu empfehlen. Der Preis des Buches beträgt 10 M., geb. 12,50 M.

Eine ausgezeichnete und übersichtliche Karte der Freien Stadt Danzig, der die Meistischblätter zugrunde liegen, von R. Mantau bearbeitet (1 : 100 000, Preis 7,50 M.), ist vor kurzem herausgekommen. Hier ist zum ersten Male eine Heimatkarte mit Geländedarstellung, die durch sieben farbige Höhenschichten veranschaulicht ist, geschaffen. Durch die harmonische Farbenzusammenstellung wird eine plastische Wirkung erzielt. Die Landes- und Kreisgrenzen sind nach amtlichen Unterlagen eingezeichnet. Sie kommt vor allen Dingen als Schul- und Wanderkarte für das Heimatgebiet in Betracht.

Kürzlich erschien von Dr. Edward Carstenn das erste Heft „Danziger Heimatkunde für Schulen“. Der Verfasser ist uns als Mitarbeiter und Geschäftsführer des Danziger Heimatbundes bekannt. Wir wissen auch aus der Sonderausgabe „Heimat“, daß Carstenn sich viel mit der Heimatbewegung beschäftigt hat. (Heft 2 des zweiten Jahrganges Seite 92.) Es ist zweifellos ein Verdienst, daß hier der Heimatgedanke in einem Schulbuch behandelt wird, das den Kindern zum leichten Eindringen in die engere Heimatkunde Gelegenheit gibt. Es ist Carstenn in seiner einfachen Art gelungen, den Stoff anschaulich darzustellen, so daß er nicht nur in den Kindergemütern den heimatlichen Gedanken weckt, sondern auch Erwachsenen Freude macht und Anregung gibt. Die dem Zweck entsprechend sehr einfach gehaltenen neun Skizzen ermöglichen den Kindern ein leichtes Verständnis für das Lesen eines Stadtplanes. (4,80 M.)

Von den Plänen der Danziger Verlagsgesellschaft erwähnte ich schon das zweite Heimatbuch über „Eichendorff“. Als drittes Buch ist an Johanna Schopenhauer „Jugendleben und Wanderbilder“ gedacht. Hier liegen noch wertvolle Aufgaben vor, auch die vergriffenen „Danziger Bilder“ von Dr. Kaethe Schirmacher eignen sich für den Rahmen dieser Schriften, ebenso wie eine Sammlung der „Heimatkizzen“ von Prof. Fritz Braun. Dr. Carstenn wird ferner noch ein Buch über Danzigs Gassen herausgeben.

Sehr anerkennenswert ist die Herausgabe eines Werkes über den Radierer J. C. Schultz. Es werden vom Verlag zehn neue Platten nach dem im Besitz des Berliner Kupferstichkabinetts befindlichen Werke hergestellt. Die Blätter werden in Handpressenkupferdruck erscheinen. Die Einführung in das Werk schreibt der Leiter der freistädtischen Hochbauverwaltung Hochschulprofessor Dr.-Ing. Fischer. Die Mappe erscheint in einer einmaligen numerierten Auflage von 500 Exemplaren, und zwar Nummer 1—50 als Vorzugsdruck auf Büttenpapier in Leder- und

Pergamentmappe, Nummer 51—500 auf weißem Kupferdruckkarton in geschmackvoller Mappe. Die Platten werden sofort nach dem Druck der Auflage abgeschliffen, so daß dieses Werk von vornherein den Charakter der Seltenheit erhält. Hier ist im Bild die malerische Schönheit des alten Danzig vor Niederlegung der Wälle fest-

gehalten. Das umfangreiche Werk erscheint im Herbst dieses Jahres.

Da Danzig im Mittelpunkt des Interesses steht, so werden die Bilder und Bücher über Danzig, wie es auch aus den Sonderausgaben Danzig und Marienburg ersichtlich war, warme Anteilnahme auch im Reich finden. — C. L.

Buchbesprechungen

„Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verliert.“ H. von Treitschke

Vom Nordischen Urwilde. Geschichten von Wild, Steinen und Menschenherzen. Von Fritz Bley. (Voigtländers Verlag in Leipzig.)

Ibenhorst und Elch! Welchem preußischen Forstmann schlägt das Herz nicht höher bei diesen Worten! Das war doch der Stolz unsrer Jägerei, daß wir diesem nordischen Urwilde einen Zufluchtsort gewährt hatten, und von ihm erzählt Fritz Bley lebhaft und spannend wie immer; er, der weitgereiste Waidmann, der drei Erdteile auf der Jagd durchstreift hat, und der doch kern-deutsch geblieben ist im Fühlen und Denken! Mit solcher Sachkenntnis und Begeisterung wie er, hat wohl nur noch Löns Jagd- und Naturleben geschildert! Und in dieses Buch verliert er, wie ja schon der Titel andeutet, Anekdoten, Sagen, kulturgeschichtliche Notizen und geschichtliche Quälspiele. Fein zu lesen, nicht nur für den Jäger, sondern für jeden, der die Natur und vor allem Ostpreußen kennt und liebt; auch für Damen! Dem Elch und seinem Leben ist der Hauptteil des Buches gewidmet. Von Ostpreußen ausgehend beschreibt Bley die Jagd auf den Elch auch in andern Weltteilen, um doch immer wieder zurückzukehren zu der waldigen Niederung um den Memel! Dankbar empfinden wir es, wenn er einen grünen Bruch am Grabe der Männer niederlegt, welche vornehmlich hier für Jagd und Forst gesorgt haben, des Dürininspektors Ephraim, des Obersöldners Meyer und des Landsofortmeisters Wrobel, wenn er ehrerbietig und anerkennend des Kaisers gedenkt. — Außer vom Elch, handeln die Auffäße auch noch vom Ren, dem Lemming und dem Spielhahn, und der Verfasser weiß auch hier viel Interessantes zu geben; aber die Krone dieses Buches, dem ich beinahe den Preis unter all den schönen Jagdbüchern des Verfassers geben möchte, bleibt doch die Schilderung des Waldes und seines stolzen Bewohners im Memelgebiet! Georg von Kries

Will Vesper - Paul Fechter: „Lob der Armut.“ (111 S. Furtche-Verlag, Berlin.)

Kaum eines der Bücher unsrer Tage tut uns so gut, wie dieses. „Lob der Armut“, — der Titel könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben. Das hat Vesper empfunden und in seinem Aufsatz „Segen der Armut“, der das eine Hauptstück des Werkes bildet, darauf hingewiesen, daß natürlich hier kein Loblieb auf die nackte Armut gegründet werden soll, die heute nicht weiß, wovon sie morgen leben soll, sondern vielmehr auf die

Einfachheit, die Schlichtheit, die geringer äußerer Güter bedarf, die von ihnen heraus das Leben zu vergolden weiß. Gerade in einer Zeit der äußersten Einschränkung, wie wir sie heute erleben, wird der Mensch mehr und mehr auf die seelischen und geistigen Güter hingewiesen und schöpft aus ihnen unsterbliche, unvergängliche Kraft. Hierin aber liegt der Segen, den äußerlich arme Zeiten zu spenden vermögen. Paul Fechter spricht von der „Schönheit der Armut“ und ergänzt so die Ausführungen Vespers aufs glücklichste. Schöne Bilder, besonders aus den Tagen vor 100 Jahren, die mit der Gegenwart manche Verführungspunkte haben, und Federzeichnungen von Käthe und Gustav Wolf runden das Buch zu einer Gabe, die man liebgewinnt, aus der man Trost schöpft und Sonne, segnende Sonne. Hans Gäfgen

Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Jüngsten. (Verlag H. Haessel, Leipzig.) Preis brosch. 18 M., geb. 23 M.)

Innerhalb kürzester Zeit ist die erste Auflage des im Verlag H. Haessel erschienenen Buches von Adolf Bartels „Die deutsche Dichtung der Gegenwart Die Jüngsten“ vergriffen.

Da uns seit Jahren der Kürschner fehlt, so ist das Buch für jeden Literaten als Handbuch und Nachschlagewerk unentbehrlich. Bartels gibt uns ein Bild der Literatur des 19. Jahrhunderts und führt uns mitten in den Kampf der heutigen Zeit hinein. Der Wirbel der Revolution zeigt sich auch im literarischen Schaffen unserer Jüngsten, die ebenso wie die Maler in ihrer modernsten Richtung über das Ziel hinausziehen. Wenn man auch dem Urteil des Literaturhistorikers nicht in allen Punkten Recht zu geben braucht, so ist das knapp zusammenfassende und die wesentlichsten Entwicklungsstufen der deutschen Literatur zeigende Buch eine Grundlage für das Verständnis unserer Zeit. Mit aufrichtigem Bekennen dringt der Verfasser bis zu unseren jüngsten Dichtern vor, deren Wesen ihm fremd ist und deren Richtung er für unsre völkische Entwicklung für gefährlich hält. In dem Buche wird uns wiederum klar, welch eine Fülle von geistiger Kraft aus dem Osten ins Reich strömt. Auch die schlesischen Dichter nehmen hervorragenden Anteil. Es würde hier zu weit führen, auf Einzelheiten näher einzugehen, aber das Buch weist verschiedentlich auf die gesunden Kraftquellen hin, die dem Osten im weitesten Sinne entspringen. C. L.

Swaantje Swantienius: „Hermann Löns und die Swaantje.“ (Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin SW. 11. 104 S. Geb. 15 M.)

Den Lönsfreunden wird mit diesem Buch eine besondere Gabe auf den Tisch gelegt. Swaantje, allen Lesern des „Zweiten Gesichtes“ wohlbekannt, hat es geschrieben. In schlichter, anspruchsloser und gerade darum künstlerisch hochstehender Weise erzählt sie von ihren Beziehungen zu dem Dichter, gibt sie authentische Auskunft über ihr Verhältnis zu Löns, über das mancherlei Märchen die Lande durchflatterten. Ein stolzer, hochgemuter Mensch, eine Frauengestalt von feinster, edelster Prägung, so erscheint Swaantje jedem, der das fesselnde Buch gelesen und erlebt hat. Die Lönsliteratur wird durch das Werk um eine überaus wertvolle Gabe bereichert.

Hans Gäfgen

E. Krickeberg: Rittmeister Segendorf. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1920.)

Ein bisschen herkömmlich, ein bisschen erkünstelt und unwahrscheinlich, mit leisen Anklängen an die mit Unrecht so beliebten Romane einer Marlitt oder Heimburg, ist dieses Buch doch immerhin soweit psychologisch vertieft, daß es aus der großen Flut der Unterhaltungsromane seichtester Art nicht viel, aber doch ein wenig, hervorragt. Man wird den Gang der Handlung, die Fabel, wenn ich so sagen darf, bald genug vergessen. Doch die Hauptgestalten, die Baroness Mite Segendorf und der Pseudo-Inspektor Hans Georg Müller, werden zuweilen in der Erinnerung auffauchen als typische Verfremder des besten Teiles unseres germanischen Schwertadels, unseres deutschen Bauernums. Stolz, Zähigkeit, Zielbewußtsein, Ehrfurcht und Zartheit, das alles sind Eigenschaften, die heute so niedrig im Marktwerte stehen, so wenig gehandelt werden, daß man sich freuen mag, wenn man ihnen zuweilen in Büchern begegnet und sich sagen darf: „Das alles ist nicht nur Phantasie, das gab es einmal, als eben Deutschland — noch Deutschland war.“

Wolfgang Federau

Ricarda Huch: „Alte und neue Gedichte.“ (Insel-Verlag, Leipzig.)

Was wir an Ricarda Huch immer wieder bewundern, ist die in ihren Werken sich offenbarende Verschmelzung von echter Weiblichkeit und fast männlicher Intelligenz. Tiefempfunden sind ihre Verse; sie atmen das reiche Gefühlsleben einer außergewöhnlichen Frau. Hinzukommt aber eine Gedankenfracht von einem Umfang und einer Stärke, wie sie keine der gegenwärtig dichtenden Frauen aufzuweisen kann. Eine zuweilen an Hofmannsthal erinnernde Feierlichkeit des Ausdrucks, eine Fülle von prunkvollen Bildern gibt Ricarda Huchs neuem Versband, der wohl als Nachlese zu gelten hat, das Gepräge. Es wirkt nicht alles, was auf den Blättern des soeben erschienenen Werkes steht, gleich stark. Gelegenheitsarbeiten, die eine Persönlichkeit wie diese Dichterin aber über die Augenblicksbedeutung hinauszuheben weiß, sind

zwischen Verse eingestreut, welche die Künstlerin auf dem Gipfel ihres ungewöhnlichen Könnens zeigen. Wer nicht nur Stimmung sucht, wer in erster Linie gedanklich bedeutsame Lyrik schätzt, wird an Ricarda Huchs „Alten und neuen Gedichten“ seine Freude haben und reiche Schätze aus dem schmalen Band zu gewinnen wissen.

Hans Gäfgen

Dr. Hermann Ehrenberg: Deutsche Malerei und Plastik von 1350 bis 1450. Neue Beiträge zu ihrer Kenntnis aus dem ehemaligen Deutscheschordensgebiet. (Verlag Kurt Schröder, Bonn und Leipzig. 1920. Preis geb. 13 M. und 20% Zuschlag.)

So viel auch auf dem Gebiet unserer heimischen Kunstgeschichte an Einzelsforschung seit Jahrzehnten geleistet wird, so hat sich doch noch niemand gefunden, der eine zusammenfassende Kunstgeschichte Altpreußens schrieb. Und das liegt wohl wesentlich daran, daß das amtliche Quellenwerk „Die Bau- und Kunstdenkmäler“ noch immer der Vollendung harrt. Ehrenberg hat jetzt den großen Wurf gewagt, wenigstens die Ordenszeit altpreußischer Kunst in der Übersicht darzustellen.

Kürzeren Aufsätzen über die internationalen Grundlagen des Deutscheschordensstaats und seiner Kultur, über fremde Kunstwerke und Künstler, die sich in Altpreußen nachweisen lassen, folgt die eigentliche Geschichte der künstlerischen Entwicklung im Deutscheschordensgebiet. Reiche Bilderbeigaben unterstreichen das Werk Ehrenbergs. Malerei, Plastik und Baukunst in ihren Wechselbeziehungen werden uns gezeigt, der ganze Reichtum älterer altpreußischer Kunst entrollt sich vor unseren Augen von den herrlichstolzen Ritterburgen, ihren prächtigen Sälen bis zu dem malerischen und bildnerischen Schmuck in Kirche und Ordenshaus. Die Darstellung ist lückenlos. Sie zeigt, daß Marienburg als Hochmeisterstift wohl einst sehr viel Kulturregungen gab, daß daneben aber Kulturmittelpunkte wie die Bischofsstädte Kulm-Pelplin, Marienwerder, Frauenburg-Heilsberg, Königsberg und die großen Städte Thorn, Elbing und Danzig gleichwertig stehen, die Dörfer und kleine Städte von den Hochmeistern mit der gleichen Sorge umhegt werden, wie der Hauptstift. Vieles von einstiger Pracht forderten die zahlreichen Kriegsschätzungen, die zu Ordens- und in späterer Zeit über das Land kamen, vieles der Mißverstand der Erneuerer (wofür die Elbinger Marienkirche ein Musterbeispiel ist), trotzdem kam noch genug auf uns, um ein erfreuliches Bild zu bieten.

Ehrenbergs Werk ist ein altpreußisches Handbuch. Es darf als Mitkämpfer zur Stärkung des Heimatbewußtseins begrüßt werden, damit recht bald alle die aussterben, die da glauben, Kunst fange erst in Süddeutschland oder gar in Italien an, nördlich des Mains und des Fichtelgebirges sei sie nicht zu finden. Hoffentlich findet heimische Kunst durch dies Werk auch Eingang in die Schulen.

Das Vermächtnis eines Toten haben wir hier. Mag sich recht bald ein Fortseher finden, damit

die Altpreußische Kunstgeschichte nicht ebenso in den Anfängen stecken bleibe wie die Geschichte Ost- und Westpreußens von Lohmeyer. Denn geschichtliche und kunstgeschichtliche Forschung findet in weiten Kreisen Altpreußens Anklang nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande. Beynuhnen, die Schöpfung der Farenheids in Litauen, und Döhlau, die Schöpfung Franz Roses an der Kernsdorfer Höhe, sind bedeute Zeugnisse, daß das Kulturbewußtsein sich in Altpreußens nicht nur auf die Städte erstreckt. Ehrenbergs „Deutsche Malerei und Plastik von 1350 bis 1450“ ist gleichzeitig ein Denkmal für Franz Rose, dessen freigiebige Hand in den heutigen schweren Zeitenläufen die Herausgabe dieses prächtigen Buches in müsterhafter Ausstattung zu billigem Preis ermöglichte.

Dr. Cartenn

Georg P. M. Roos: *Der Gezeichnete.*
Aus dem Niederländischen von G. Gärtnner.
(Bücherlese-Verlag, Leipzig. 1921.)

Die Sehnsucht, die Gier nach dem Leben, nach dem Genuss, der Wollust, den Taumel der Sinne, der Dichter weiß all das am Beginn seines Romans darzustellen, wie sein viel zu wenig bekannter Landsmann van Gogh es malte, ekstatisch, orgiastisch, ausbrechend gleich einem Vulkan. Und dann — in erschütterndem Gegensatz — das Grauen, die bodenlose Angst, das Geheimnisvolle unseres Lebens, an dessen dichterischer Gestaltung noch Maeterlinck vergleichbar arbeitete, der Schemen und Schatten schuf, wo hier Blut, warmes Blut durch angstzerfchürzte Leiber rinnt.

Als „Gezeichnete“, so kommt der Erntearbeiter Sarel Brugge aus der brennenden Sonne Frankreichs in seine flämische Heimat zurück. Zurück zu Wiefe, der jungen, schönen Magd, welcher seine Liebe gehört. Mit seiner Seele hat er die toten Menschen gesehen, die längst die Erde deckt. Die schönen, traurigen Menschenäugen des Deutschen, welche seine Kugel bei Dixmuiden für immer schloß, die Augen der Französin, die, von dem engherzigen Vater geschlagen und verstoßen, mit ihrem Kinde ins Wasser ging. Die Toten sind ihm begegnet, und darum muß er sterben, ehe das Jahr zur Reige geht.

Alle wissen, daß er sterben muß, auch Sarel Brugge selbst weiß es. Das ist das Furchtbare! Denn er ist jung, und das Leben ist schön. Doppelt schön, wenn man sein nahes Ende weiß. Und furchtbar bärmt sich der Trieb zum Leben in dem Gezeichneten, in dem zum Tode Verurteilten auf. Furchtbar, erschütternd ist der Kampf, bis die Umkehr, die Resignation und gleichzeitig die Hoffnung erwächst, die Hoffnung auf etwas, das mehr ist als Leben, auf die ewige, versöhnende Liebe. Zuerst gefürchtet und gehaßt um der Grauenhaftigkeit seines Geschickes willen, dann geliebt, angebetet und verehrt in demselben Maße, wie er innerlich dem Tode entgegengereift, es lernt, dem Tode entgegenzulächeln, so geht Sarel Brugge schließlich wie ein Heiland durch sein Heimatdorfchen, Gutes stiftend, aller Selbst-

sucht entzägnd, ein neues und doch uraltes Evangelium verkündend, von der Liebe von Mensch zu Mensch, über alle trennenden Grenzen hinweg. Und so trifft ihn der Tod, gerade in dem Augenblicke, da sich der Schleier des Lebens ganz über seinen suchenden, fragenden, gültigen Augen hebt.

Man mag das Stoffliche dieses Romans kritisieren, die Gewalt der Darstellung, die unsern Atem zurückdrängt und unser Herz stocken macht, die sinnvoll zwischen Erzählung und dramatischem Zweigespräch wechselt, wird dem Dichter niemand so leicht nachstümpern.

Wolfgang Federau

Eingesandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

- Axel Lübbe: „Malwine Ruth“. „Der Becher der Phantasie“. „Menschen und andere Mächte“. „Phönix“. „Die Jahre“ (Liebesgedichte). „Das alte Lied“. „Terzinen“. „Verlag Erich Matthes, Leipzig.
K. Hampe: „Der Zug nach dem Osten“ (Aus Natur- u. Geisteswelt). Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Geh. 2,80 M., geb. 3,50 M.
Gustav Metzger: „Jubilate“. Verlag C. Vincent, Prenzlau i. d. Mark.
Francis Jammes: „Dichter Ländlich“. Rheinverlag, Basel. Geh. 16.— M.
Karl Larsen: „Ein Däne und Deutschland“. Verlag Gebr. Paetel, Berlin. Geh. 11.— M., geb. 15.— M.
Paul Schreckenbach: „Eiserne Jugend“. Verlag L. Staackmann, Leipzig.
Emma Blaßlinger: „Die Ströme des Namenlos“. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Geh. 9 M., geb. 15.— M.
Frank Thieß: „Der Tanz als Kunstwerk“. Delphinverlag, München. Geh. 44,40 M.
Friedrich Weinbrenner: „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben“. Herausgegeben von Kurt Eberlein. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.
Gertrud Prellwitz: „Drude“. Verlag des St. Georgs-Bundes Woltersdorf bei Erkner bei Berlin.

Berichtigung

In dem letzten Heft Nr. 3 muß es im Gedicht „Gebet“ (Neue Gedichte von Richard von Schaukel S. 112) im zweiten Vers Pein anstatt Sein heißen. Schriftleitung.

Diesem Heft haben Prospekte beigelegt: Zellenbücherei, Verlag Dürr & Weber m. b. H., Leipzig, über Dr. Kaeble Schimacher, „Flammen, Erinnerungen aus meinem Leben“, ferner Ev. Diakonieverein in Berlin-Zehlendorf über „Eine Berufsausbildung“. — Wir empfehlen diese Ankündigungen der aufmerksamen Beachtung unserer Leser.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Rudolf Haas: *Der Volksbeglückter*.
Verlag L. Staackmann, Leipzig.

In einer Zeit des Umsturzes und der Revolutionen, da das ganze heiße, dumpfe, des Zieles kaum bewußte Sehnen ungezählter Millionen von Menschen furchtbar und erschütternd in Erscheinung tritt, muß ein solches Buch doppelt nachdenklich stimmen. Gar nicht pathetisch, ist es eher kühn und kritisch, dennoch aber von innerer Schönheit durchwirkt, die uns warm macht und mitreißt. Nicht am Schreibstil erlossen, sondern aus dem Leben herausgegriffen sind all diese Schwärmer, diese Fanatiker und Ringer um ein neues Menschentum. Alle sind sie Irrende. Robert Karus, der Anarchist und brutal Talmensch, der das Neue schaffen will, indem er zunächst rein zerstörend die Mächtigen der heutigen Gesellschaft durch blutigen Mord unschädlich macht, und sein selbstsamer Bundesgenosse Heinz Wart, der blasse Idealist mit dem lodernden, heißen Herzen, voll glühender Liebe zu den Armen und Elenden, der auf dem Schafott in Odessa sein Leben hinschenkt, irrend vor allem auch der Held des Buches, Fritz Hellwig, der so klug und energisch, so großherzig und im Tiefsten liebenvoll ist, durch Beispiel wirken und veredeln will und schließlich doch immer aufs neue der Kleinheit, dem Neide und der Gemeinheit der Vielzweien zum Opfer fällt, bis er endlich heimfindet zu seiner Frau, zu seinem Buben, und aus dem Glauben an das Leben, aus der Liebe der Seinen und zu den Seinen der Glaube an sich selbst neu lebendig wird. An seine Seite hat der Dichter zwei der schönsten Menschen gestalten seines Buches gestellt, den klugen, ernsten, skeptischen Doktor Kolsen, der durch Jahre hindurch der heimlich geliebten Frau seines fernen Freundes helfend, schirmend, beratend zur Seite steht, und diese Frau selbst, weich, zart, verständig, von mütterlicher Güte und Schönheit überzont. Leise, fast elegisch klingt das Buch aus, ahnungsvoll nur andeutend, daß über allem Lärmen und Haß des Tages der Friede der Seele steht, wie gebende Liebe ihn uns schenkt, und der doch von aller fatten Philisterbehaglichkeit abgrundtiefe geschieden ist.

W. Federau

Franzchen von Mulli-Mulli, 2 Bände (je 17,50 M.). Zeichnungen von L. Roh, Godesberg, Martin Neumann, Nechern bei Pannwitz. Neue Auflage. Verlegt vom Mulli-Verlag Fritz Görres, Essen.

Eine große Reihe von Bildern veranschaulicht das humorvolle Buch, das in seinem fröhlichen und doch ernsten Inhalt der Jugend Freude und Genüß bereitet. Die Erlebnisse des Helden Franz führen zu ergötzlichen Situationen, in denen aber immer wieder, im Auslande wie in der Heimat, der Nationalstolz und die Liebe zum deutschen Vaterlande hervorleuchtet. Der erzieherische Wert der Bücher ist unverkennbar.



Nachdem das gangbare Buch einige Monate gefehlt hat, erschien Ende Mai:

Karin von Schweden
von
Wilhelm Jensen.

— 47. bis 49. Auflage. —

Gehftet . . . M. 15.—

Halbleinenband " 22,50

Leinenband . . . 26.—

Diese Auflagen sind auf holzfreiem Papier gedruckt

Außerdem erscheint gleichzeitig die

50. Auflage

als

Jubiläumsausgabe

in nur 1000 Exemplaren auf

Büttenpapier

in geschmackvollem Leinenband M. 40.—

in elegantem Halblederband . . . 60.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag:

Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Berlin W. 35, Lützowstraße 7.

Gewissen

Für den Ring herausgegeben von G. Gudelis
Wochenzeitung für politische Bildung

Die wachsende Lesergemeinde des Gewissens bildet den

Ring

Das Gewissen ist seine Werbeschrift, seine Kampfschrift. Das

„Gewissen“

ist aus der Not der Kriegskatastrophe und des Revolutionschaos entstanden. Es kämpft für deutsche Notwendigkeiten. Es kämpft gegen öffentliche Schäden und Schädlinge. Es steht jenseits der Parteien. Es fordert zur Sammlung aller Deutschen auf. Es fordert: Rettet Deutschland! Das

„Gewissen“

ist die Zeitschrift der Jungen in der Politik

Es wurde am 9. April 1919 begründet und erscheint jetzt im

5. JAHRGANG.

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Dr. Albert Dietrich, Heinrich Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Dr. Max Hildebrand Boehm, Dr. Paul Ernst, Prof. Dr. Martin Spahn, Dr. Alexander Ringleb, Gotthold Starke, Werner Wirths, Ernst Krieck, Dr. Hans Roessler, Fritz Ehrenforth, Dr. Franz Röhr, Dr. Karl Hoffmann, Dr. Carl Georg Bruns, Dr. Joachim Tiburtius, Fritz Weth, Caesar v. Schilling, Kurt Woermann, Generaldirektor Dr. h. c. Albert Vögler, Geheimer Regierungsrat Dr. Reinhold Georg Quaatz, Dr. Wilhelm von Kries, Carl Lange, Dr. Heinrich Herrfahrdt, Dr. Walter Croll, Dr. Hans Gerber, Dr. Hermann Zickert.

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich zum jährlichen Bezugspreis von M. 20,— durch den Verlag, im Postbezug M. 6,— vierteljährlich, Einzelpreis 50 Pf. Die Jahresbezieher gehören zum Ring und haben Anspruch auf Werbeprämien aus der Ringbücherei. Probenummern, sowie das Merk- und Werbeblatt unentgeltlich durch:

Verlag „Gewissen“ Berlin W 30

Motzstraße 22

Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. 1. Volk und Vaterland. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin B. G. Teubner. 1921. XL und 678 S. Preis 14 M., dazu zurzeit 100 % Teuerungszuschlag.

Das bekannte Werk bedarf keiner allgemeinen Empfehlung mehr. An dieser Stelle sei nur auf die Bedeutung des Buches für den Osten hingewiesen. Der Osten ist ja nicht nur für warmen Lokalpatriotismus, sondern auch für ideale Hingabe an das große Vaterland bekannt. Dies Buch nun gibt wie wenige andere Einblick in das Wesen und die Art der einzelnen Landeschaften und ihrer Stämme und zeigt uns den Wert unserer Mitarbeit an den großen deutschen Kulturaufgaben, indem es uns zugleich die Berechtigung und Notwendigkeit der andersgearteten Anschaunungen und Bestrebungen in Süd und Nord und Welt versteht und lebt. So nährt es unser lebendiges Gefühl für das Deutschland westlich des polnischen Korridors und erinnert die Brüder drüben an die Kulturlieferungen des deutschen Ostens, und das nicht nur in den Eingangskapiteln „das deutsche Volk“, „das deutsche Land“: in den zahlreichen Abschnitten über die deutsche Volkswirtschaft und denen über Staat und Staatsbürger werden wir uns dauernd jener wertvollen Zusammenhänge des Ganzen bewußt, und mit dem dann wieder erwachenden erhebenden Gefühl ein Deutscher zu sein stöhlt sich der Wille zu neuer Mitarbeit an der Wiedergefundenen des deutschen Volkes.

Dr. Laudien

Wilhelm Schaefer: Der Silberring. Oldenburg & Co., Verlag, Berlin. 1921.

Ein Heimatbuch ist auch wieder dieses leichte, das der nur 65jährige Niedersächse Wilhelm Schaefer hier beschreibt. Er bringt, teilweise in Mundart ein Stück Familienleben aus der Marsch. Es zeigt wie die früheren Bilder Schaefers seine Vorfürze aber auch seine Schwächen als Erzähler: Neben ausgezeichnetner Landschaftschilderung, treffender Charakterisierung der älteren Menschen und ihrer Lebensführung, sowie eingefangenener Stimmungen und einem Humor von behaglicher Breite, auf der anderen Seite peinvolles Vermeilen an Nebensächlichem, Vorliebe für sentimentale Schwülstigkeit und ein oft stark geschaubter Dialog. Und so reich Wilhelm Schaefer an Lebenserfahrungen ist, was er besonders auch durch seine Streiflichter auf das Eheleben der beiden wesensunterschiedlichen Gatten zeigt, so schwach ist er als Psychologe. Als Ganzes betrachtet spricht aus dem Buche ein reiner, guter Mensch, dessen Idealismus und tiefe Liebe zur Heimat ihm seinen Stempel aufdrücken. Es gehört in das Gebiet der Unterhaltungsliteratur kleineren Formats und will kaum als Literatur im Sinne des Wortes betrachtet sein. Eine hübsche, stimmungsvolle Umschlagzeichnung von Lotte Oldenburg fällt angenehm ins Auge.

Willibald Omankowski

Willy Trossert
Musikinstrumente

* DANZIG *

Heilige Geistgasse 17
Kohlenmarkt 10.

Telef. 3337.

Werbereitung
DIX-DANZIG

BORG

3igaretten

Erstklassige Erzeugnisse dieser Industrie

N°18 GOLD • ZOPPORTAS • BALTICUM
J.B.

ZIGARETTENFABRIK, STAMBUL J.BORG
DANZIG • Gründungsjahr 1890 • BERLIN S.W. 61

Danziger Konfektionshaus

Inh. Aug. Steinhöfel.

Maßanfertigung

eleganter

Damen- und Herrengarderoben

Neueste
Moden



Tadeloser
Sitz



Vornehme
Verarbeitung

Solide
Preise

Töpfergasse 23/24 Poggenpfuhl 59

Altstädt., Graben 69 b.

Langfuhr, Hauptstr. 11.

Kolonialwaren

Drogen

Chemikalien

Gewürze + Öle + Fette
Farben + Läcke

Sieber & Eicke

Danzig, Hundegasse 27/28.

Tel.: 1524, 1395, 5192.

Transitlager Danzig - Hamburg.

Telegramme: Sieberei Danzig.

Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig



Jeder, der sich über die
wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,
insbesondere des
Freistaates Danzig und der Republik Polen
unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“

lesen.

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezug durch die Post
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2,50 M. d. W.



Spezialhaus
für
Damen-
und Kinder-
Konfektion

L. Murzynski

Inh: Wilhelm Troschke

DANZIG

Gr. Wollwebergasse 6-8